

ÖKUMENISCHE FRIEDENSDEKADE 6.-16. NOVEMBER 2016

KRIEGSSPUREN Ja, das Werk unsrer Hände wollest du fördern.

Psalm 90, 17



Inhalt

- 2 Annette Kurschus: Geleitwort
- 4 Dagmar Pruin: Kriegsspuren eine Leseanleitung

I Impulse aus der Zeitgeschichte

- 10 Lorenz Wilkens: Pablo Picasso, »Guernica« eine Lektüre des Bildes
- 13 Ingrid Schmidt: »Haus Mendelssohn« ein Denkmal von Micha Ullman
- 16 Wolfgang Thierse: Deutschland als Einwanderungsland politische, kulturelle, religiöse Herausforderungen
- 22 Ulrike Huhn: Der Preis des Sieges. Der deutsche Überfall auf die Sowjetunion und Formen der Erinnerung im (post)-sowjetischen Raum
- 26 Lena Altman: »Versöhnung ist eine große Hoffnung« ein Gespräch mit Christoph Flügge
- 29 Helmut Ruppel: Wiesel lesen
- 31 Christian Staffa und Friedemann Bringt: Gesprächsfähigkeit. »Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit.« 1. Tim. 1, 7
- 37 Andreas Püttmann: Die Rechtsausleger
- 42 Dagmar Mensink: Ein starkes Zeichen
- 45 Helmut Ruppel und Ingrid Schmidt: Zum Verlernen (8): »Im Unterricht lernten wir ...«

II Anstöße aus der biblischen Tradition

- 50 Martina Severin-Kaiser: Vom barmherzigen Umgang mit Schwäche
- 54 Ingrid Schmidt und Helmut Ruppel: »... dieses Mal, wo ja nun wirklich die Steine schreien ...« Elisabeth Schmitz und ihre Denk-Schrift gegen die Judenverfolgung. Erinnerung, Dank und Anstoß Gottesdienst für Jugendliche zum Gedenktag an die Novemberpogrome 1938

- 67 Helmut Ruppel: ... Ja, das Werk unsrer Hände wollest du fördern. Psalm 90, 17 Vergänglichkeit? Vergeblichkeit? Mitarbeit? Liturgie für einen Gottesdienst im Rahmen der Friedensdekade 2016
- 71 **Björn Borrmann:** Zur Friedensdekade: »des Krieges Schluss, der Waffen Ruh und alles Unglücks Ende!« Anstöße aus Paul Gerhardts Liedern
- 75 Matthias Loerbroks: Kriegsspuren. Beobachtungen und Überlegungen zu den Bibeltexten der Friedensdekade

III Materialien für die Gemeinde

- 86 Ingrid Schmidt: I Jugendliteratur: Sieh doch, die Stadt da, nah genug, dahin zu fliehen: 1. Mose 19, 20 a
- 88 Helmut Ruppel: II Gemeindealltag und Reformationsgedenken / III Vier Vergewisserungen

IV Freiwillige berichten

- 94 Thomas Siurkus: Als Zahlen wieder zu Menschen wurden
- 97 Selbi Ataeva: Ein idyllischer Ort? Gedanken zum 75. Jahrestag des deutschen Überfalls auf die Sowjetunion
- 99 Kollektenbitte für Aktion Sühnezeichen Friedensdienste
- 100 Autor_innen, Bild und Fotonachweise
- 101 Impressum

Diese und frühere Ausgaben der Predigthilfe finden Sie zusammen mit weiteren Materialien für Kirchengemeinden und Pfarrer_innen auch auf unserer Internetseite unter www.asf-ev.de. Über unser Infobüro können Sie auch weitere Printausgaben bestellen: infobuero@asf-ev.de bzw. (030) 283 95 – 184.

Geleitwort

Annette Kurschus

Kriegsspuren? – Nur aufmerksame Augen nehmen sie noch wahr, beim Sonntagsspaziergang durch den Stadtwald, Trichter im sonst ebenen Waldboden tief, groß, kreisrund, unnatürlich wie mit dem Zirkel gezogen und doch voll weichen Laubs oder mit Gras bewachsen.

Kriegsspuren? – Fremdsprachige Namen am Rande des Friedhofs, in Reih und Glied auf einer dunklen Steinplatte, die mal wieder vom Moos befreit werden müsste, und auch die Büsche drum herum könnten einen Schnitt vertragen.

Kriegsspuren? – Ein Hochbunker zwischen Gründerzeit- und Glasfassaden, der auf den zweiten Blick den alten Zweck dann doch nicht ganz verbergen kann, unförmig und klotzig, wie er ist, 10.000 Kubikmeter Beton und Stahl, zu teuer und zu langlebig, ihn abzureißen, stattdessen mit grellbunten Graffitis eingemeindet, ein paar Klettergriffen an den Wänden oder veredelt, durch teuer oben aufgesetzte Penthousewohnungen.

Man muss schon genau hinschauen, um die Spuren der letzten Kriege wahrzunehmen, im Stadtbild, in den Parks- und in der Natur, im Mitteleuropa des Jahres 2016, dem 70. Jahr, nach dem eine neue Zeitrechnung zwischen den Völkern unseres Kontinentes anbrach, und dem 100., nach dem die verlustreichsten Schlachten des Ersten Weltkrieges geschlagen wurden – an der Somme, bei Verdun, in Isonzo und im Skagerrak.

Verschwunden aber sind sie deshalb nicht, und verschwinden dürfen sie nicht. Denn längst nicht alles, was nicht zu übersehen ist, wird erträglicher mit ein paar Eimern Farbe. Und vieles, worüber Gras wuchs und Laub wuchert, darf nicht vergessen werden.

Wer nach den Spuren der Kriege fragt, wird deshalb auch in die Fernsehnachrichten von heute und morgen schauen; wird in den Kriegen der Gegenwart, im Donbas und um die Krim die Wunden und Narben (noch) längst (nicht) vergangener Konflikte erkennen, Konflikte in den »Bloodlands« (Timothy Snyder) zwischen dem heutigen Polen, Weißrussland, Russland und der Ukraine, wo schon im Ersten und dann nochmals im Zweiten Weltkrieg Millionen von Menschen ihr Leben verloren, Konflikte in den Kurdengebieten, die von den Großmächten bei der 'Neuordnung' des Orients kurzerhand zerschnitten wurden, Konflikte im Heiligen Land, wo sich die Gewaltgeschichte Europas und des Orients spiegelt.

Nicht zuletzt aber wird, wer sensibel geworden ist für die Spuren der Kriege, auch in den Gesichtern der Flüchtlinge, die aus dem Orient – auch dort wurde in beiden Weltkriegen gekämpft und gestorben – Leben und Zuflucht in Europa suchen, die gleiche Angst, die gleichen Traumata und die gleiche Würde zu sehen und zu achten lernen, wie sie sich den Menschen und Seelen des europäischen Kontinents eingeprägt haben.

Machen wir uns also auf Spurensuche, bringen wir unser Erinnern und unser Klagen, unser Mitgefühl und unsere Ohnmacht vor Gott und bitten: »Verleih uns Frieden gnädiglich, Herr Gott, zu unsern Zeiten!«

Kriegsspuren – eine Leseanleitung

Liebe Leserinnen und Leser,

im Berliner Bezirk Zehlendorf liegt die Spanische Allee. Harmlos klingt der Name und ist es doch so gar nicht, denn die Trasse zwischen Avus und Potsdamer Chaussee erhielt ihren Namen im Jahr 1939 und ehrte damit die heimkehrende »Legion Condor«. Die Elitetruppe Herrmann Görings hatte am 26. April 1937 die baskische Stadt Guernica in Schutt und Asche gelegt.

Die Ereignisse um Guernica sind bekannt, nicht zuletzt durch das Bild von Pablo Picasso, das Lorenz Wilkens für uns in diesem Heft bespricht. Dieses Bild symbolisiert wie kaum ein anderes Kunstwerk im 20. Jahrhundert den Schrecken des Krieges und wird in unzähligen Unterrichtsstunden in unseren Schulen behandelt. Ob jedoch zumindest die Schülerinnen und Schüler in Berlin wissen, was sich hinter dem Namen der Spanischen Allee verbirgt? Ich wage es zu bezweifeln. So zieht sich denn diese Kriegsspur nahezu unsichtbar durch unsere Stadt.

»Misstraut den Grünanlagen!«, so hat der wunderbare Journalist Heinz Knobloch einmal in dem Vorwort seines Buches »Herr Moses in Berlin« über Moses Mendelssohn formuliert. Er hatte dabei den Jüdischen Friedhof in der Alten Hamburger Straße vor Augen, der im Erscheinungsjahr seines Buches schon viele Jahre zerstört war und lediglich einem schönem Park glich, so dass die meisten Menschen nicht einmal wussten, dass es sich um einen von den Nationalsozialisten zerstörten Ort handelte. Es ist ein gutes Motto, um die verborgene Geschichte Berlins zu entdecken, denn in der Mitte unserer Hauptstadt finden sich nicht wenige solcher Plätze, die deshalb grün und leer sind, weil sie eine Zerstörungsgeschichte haben. »Misstraut den Grünanlagen!« also erweitert um die Aufforderung »Misstraut den Straßen, misstraut den Plätzen«ein guter Leitgedanke auch für eine Predigthilfe von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste, die sich im Rahmen der Ökumenischen Friedensdekade mit dem Thema »Kriegsspuren« beschäftigt. Denn Misstrauen ist angebracht, nicht zuletzt gegenüber unseren eigenen Erinnerungen. Denn Vieles, an das wir aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges erinnern, ist nicht einfach Krieg – es sind Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Die gezielte Vernichtung des europäischen Judentums ist ganz gewiss nicht einfach eine Kriegsspur.

Und daher braucht es Tiefenschärfe gerade bei einem Thema wie das der Kriegsspuren. Zu leicht verwischen sonst die Linien der Verantwortlichkeiten, zu verführerisch ist es, gemeinsam das Grauen des Krieges zu abstrahieren und zu beklagen. Und es braucht das Wissen um die eigene deutsche Erinnerungsgeschichte, die viele Jahrzehnte eine Verdrängungsgeschichte war – und an Stellen auch heute noch ist! – und auch das Wissen, wie und unter welchen Bedingungen die Erinnerungsgeschichte in anderen Ländern verlief. Anlässlich des 75. Jahrestages des deutschen Überfalls auf die Sowjetunion haben wir Ulrike Huhn um einen Artikel über die Formen der Erinnerung im post-sowjetischen Raum gebeten und unsere Freiwillige Selbi Ataeva schildert uns ihre Gedanken dazu anlässlich unseres Sommerlagers in Minsk, in dem Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus Deutschland, Belarus, Russland und der Ukraine ehemalige Zwangs- und Ostarbeiter*innen im Haushalt unterstützen und ihre Geschichten hören. Das Interview mit Christoph Flügge, Richter am Internationalen Strafgerichtshof für das ehemalige Jugoslawien, beleuchtet die komplexe Situation auf dem Balkan.

In ihrem Gottesdienstentwurf zum Pogrom des 9. November erinnern Ingrid Schmidt und Helmut Ruppel an Elisabeth Schmitz, die sich als eine der ganz wenigen Menschen auch innerhalb der Bekennenden Kirche gegen die Judenverfolgung öffentlich äußerte. Dass sie auch innerhalb der Gruppe, in deren Tradition wir uns doch alle so gerne sehen, so vereinzelt war – auch das keine Kriegsspur, sondern ein Ergebnis unserer christlichen Theologie und Tradition, die im Verlauf der beiden Jahrtausende so wenig entwickelt hat, was Widerstandkraft gegen den Judenmord ermöglichte. Als anderes Thema, aber dennoch damit korrespondierend, beschäftigen sich unsere beiden Herausgeber unter der bewährten Rubrik »Zum Verlernen« mit der problematischen Darstellung des israelisch-palästinensischen Konflikts in deutschen Schulbüchern.

Helmut Ruppel legt einen Gottesdienstentwurf für die Friedensdekade vor, in dem die ausgewählten Bibelverse aus dieser Dekade aus Jesaja 59 und Matthäus 10 zum Sprechen kommen. Björn Bormann gibt uns Anstöße für eine Auseinandersetzung mit den Liedern Paul Gerhardts. Matthias Loerbroks formuliert kluge theologische Gedanken zu beiden Texten.

Unser Kapitel »Anstöße aus der biblischen Tradition« beginnt mit einer Predigt von Hauptpastorin Martina Severin-Kaiser mit dem Titel »Vom barmherzigen Umgang mit Schwäche«. Martina Severin-Kaiser ist im Juli dieses Jahres viel zu früh und plötzlich verstorben. Sie war eine mitreißende und kostbare Vor- und Mitdenkerin im christlich-jüdischen Dialog, im Rahmen der AG Juden und Christen beim Deutschen Evangelischen Kirchentag, bei »Studium in Israel« und in vielen ökumenischen Zusammenhängen engagiert. Sie wird uns fehlen und nicht nur daher drucken wir – wie die »Junge Kirche«–ihre letzte Predigt ab. Martina spricht über die Gottesebenbildlichkeit der Menschen und zitiert die begeisternde nigeranische Bloggerin Chimamamnda

Nkosi Adichie, die mit Blick auf die Gefahr der einseitigen Betrachtung von Menschen formuliert: »Wir sehen bei jemand (anderem) nur noch eine einzige Geschichte«.

Viele Themen ihrer Predigt korrespondieren mit Sätzen von Wolfgang Thierse, Christian Staffa und Friedemann Bringt, Andreas Püttmann und Dagmar Mensink, deren Überlegungen einen weiteren Schwerpunkt im thematischen Teil unserer diesjährigen Predigthilfe zur Friedensdekade bilden. Wolfgang Thierse spricht über die Herausforderungen, vor denen Deutschland als Einwanderungsland steht, eine Herausforderung, die eben auch eine Chance ist, da nur offene, sich verändernde Gesellschaften produktiv sind und eine Zukunft haben. Christian Staffa und Friedemann Bringt stellen Überlegungen zur Gottesebenbildlichkeit und zum Umgang mit Rechtspopulist*innen in den Gemeinden vor und Andreas Püttmann analysiert unter dem programmatischen Titel »Die Rechtsausleger« rechte Affinitäten in kirchlichen Kreisen. Dagmar Mensink schließlich spricht über die Entscheidung des 100. Deutschen Katholikentages, die AFD zu diesem Kirchentag nicht einzuladen. Sie stellt die entscheidenden Fragen, die sich Kirchen und kirchennahe Institutionen in diesen Tagen stellen müssen, um eine Strategie für eine politische Gegnerschaft zu entwickeln »die die einfachen Antworten, Schuldzuweisungen und Diffamierungen der AfD wirksam entzaubert«.

Längere Zeit haben wir im Kollegenkreis und im Kreis unserer Redaktion darüber diskutiert, wie wir dieses Heft bebildern wollen, denn neben den Texten stellen ja stets auch die Bilder einen wichtigen Baustein unserer Predigthilfe da. In diesem Fall haben wir uns bewusst dafür entschieden, Bilder von unseren Freiwilligen an ihren Arbeitsplätzen zu zeigen – denn Kriegsspuren sind nicht allein zerstörte Gebäude und leere Orte, Kriegsspuren zeigen sich vor allem auch in den Gesichtern der Menschen und werden in der Begegnung untereinander sichtbar und erfahrbar.

Und selbstverständlich kann die Kunst nicht fehlen, und da Heinz Knobloch seinen Satz mit Blick auf das Grab von Moses Mendelssohn formulierte, freue ich mich, dass Ingrid Schmidt sich in ihrem Artikel dem Denkmal »Haus Mendelssohn« von Micha Ullman widmet.

Auch Elie Wiesel ist in diesem Jahr verstorben. Helmut Ruppel widmet ihm einen Nachruf und versteht sein Buch »Nacht« mit Recht als das Buch des 20. Jahrhunderts – so wie das oben genannte Guernica das Bild des 20. Jahrhunderts sein kann. Wie verbinden diesen Nachruf mit dem Bericht unseres Freiwilligen Thomas Siurkus, der in dem von Wiesel gemeinsam mit dem Schriftseller Leonard Fein gegründeten »Moment Magazine« in Washington,

DC seinen Dienst leistet und uns darüber berichtet, wie für ihn bei der Recherche von jüdischen Familiengeschichten aus Zahlen wieder Menschen wurden.

Die Arbeit Wiesels hat sich mir theologisch zuerst wirklich erschlossen in Lehrveranstaltungen bei Professor Dr. Dr. hc. mult. Peter von der Osten-Sacken. Und so bleibt nun zum Schluss neben dem wie immer tiefempfundenen Dank an das unermüdliche Redaktionsteam Ingrid Schmidt und Helmut Ruppel, Björn Borrmann und Christian Staffa die dankbare Aufgabe einer Gratulation an eben diesen unermüdlichen Vordenker des christlich-jüdischen Dialogs, der den Moses-Mendelssohn-Preis der Stadt Berlin erhält – gemeinsam übrigens mit dem Fußballspieler Jérôme Boateng, den ich nur allzu gerne zum Nachbarn hätte. Und so schließt sich nun auch in diesem Sinne ein Kreis.

Ihre Dagmar Pruin

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste erhält den Preis des Westfälischen Friedens

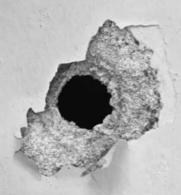
Am 8. Oktober 2016 wird Aktion Sühnezeichen Friedensdienste in Münster mit dem Preis des Westfälischen Friedens ausgezeichnet. Wir erhalten den Preis für unsere Friedensdienste, durch die sich seit 1958 Menschen unter-

schiedlichster Herkunft begegnen und so einen konkreten Beitrag zu Dialog und Verständigung leisten. Zu einem Gottesdienst und feierlichen Empfang am Sonntag, den 9. Oktober und weiteren Veranstaltungen am Samstag, den 8. Oktober laden wir Sie von Herzen ein.

Mehr Informationen: www.asf-ev.de







KRIEGSSPUREN

Ökumenische FriedensDekade vom 6. bis 16. November 2016

Die diesjährige FriedensDekade macht auf Spuren von Kriegen aufmerksam, gleichzeitig aber auch auf Spuren, die zu Kriegen führen. Materialien zur FriedensDekade: www.friedensdekade.de/downloads Ökumenische FriedensDekade e. V., Beller Weg 6, 56290 Buch / Hunsrück



GOTTESDIENSTE

9. November 2016, 19 Uhr

ASF-Gottesdienst zum Gedenken an die Novemberpogrome in der Französischen Friedrichstadtkirche, Berlin

13. November 2016, 11 Uhr

Predigt zur Friedensdekade von Dr. Dagmar Pruin in der Evangelischen Auferstehungs-Kirchengemeinde Kleinmachnow, Dorfkirche Kleinmachnow

KAPITEL I Impulse aus der Zeitgeschichte



Till Ewald leistete seinen Freiwilligendienst mit Aktion Sühnezeichen Friedensdienste im Beit Horim Siegrid Moses in Jerusalem. Dort befreundete er sich mit dem jüdischen Überlebenden Chanoch Mandelbaum.

Pablo Picasso »GUERNICA« – eine Lektüre des Bildes

Lorenz Wilkens

Der Krieg wird von Männern gemacht – das war seit Menschengedenken eine selbstverständliche Regel. Männer planen, beschließen, führen ihn. Die Frauen müssen's erleiden. Es ist der Protest gegen diese Regel¹, der dem Bild Picassos sein Pathos und seine Schärfe verleiht. Es ist nicht dem Stöhnen, dem verstummenden Röcheln des Lebens gewidmet, das entstellt und verstümmelt erlischt. Es gilt dem Schrei des Lebens, das mitten in seiner Blüte, bei vollem Bewusstsein tödlich getroffen wird – von der Bombe, aus der Luft, die man atmet – dem Element, in dem das Leben sich unmittelbar ausdrückt und erhält. Am Nachmittag des 26. April 1937 – während des spanischen Bürgerkriegs – wurde die baskische Stadt Guernica von der deutschen »Legion Condor« bombardiert und zerstört – der erste Verstoß der deutschen Luftwaffe gegen das Kriegsvölkerrecht – im Bunde mit General Franco, dem späteren spanischen Diktator. Noch in demselben Jahr entstand Picassos Bild.

In dem Protest, für den es steht, überwiegt das weibliche Geschlecht: Man sieht, wenn man die Stute mitzählt, fünf weibliche Gestalten und, wenn den Stier, zwei männliche. Der Aufbau des Bildes ähnelt dem eines Triptychons: Die Seitenflügel zeigen zwei Frauen; die eine, auf der rechten Seite, wird vom Feuer überrascht. Sie schreit und hebt im Schrecken und Protest die Hände. Die Finger sind gespreizt, als wollte sie dem Feuer Einhalt gebieten. Dadurch werden sie den Flammen ähnlich, die die Frau bedrohen – verzweifelte Hoffnung, dass sie ihnen auch an Macht gleichen werden. Doch ihr Gesicht zeigt die Zartheit, die Verletzlichkeit der Jugend.

Ihr gegenüber, auf der linken Seite des Bildes, hat eine junge Frau soeben ihr Kind zur Welt gebracht, da wird sie von dem Angriff erschüttert. Welch ein Augenblick – ein Kind gerät, kaum geboren, in Todesgefahr. In dem Schrei der Mutter vereinigt sich das Entsetzen, die Anklage der maßlosen Gewalttat mit dem Schmerz der Geburt. In einer Welt, die dergleichen geschehen lässt, wird die Würde des Lebens zerrissen. Die Vernunft verliert die Ruhe, aus der sie wächst; sie zieht sich in den Aufschrei der Empörung zusammen. Das sieht der Stier, der bei der Mutter steht. Man mag an Ochs und Esel im Stall von Bethlehem denken. Sein Maul ist geöffnet – er nimmt den Schrei der Mutter an. Seine Augen sind menschlich geworden. Er muss die Katastrophe der Menschlichkeit bezeugen und gibt diese Zeugenschaft mit seinem Blick an den



Guernica, 1937 (oil on canvas), Picasso, Pablo (1881-1973) Museo Nacional Centro de Arte Reina Sofia, Madrid, Spain / Bridgeman Images

Betrachter weiter. Wenn Menschen die Menschlichkeit zerstören, wird, so sagt er, unser animalisches Leben sie übernehmen.

Ganz anders das Pferd, das den mittleren Teil des Bildes beherrscht: Es war von der Gebärerin abgewandt; vielleicht wollte es den Raum nach rechts hin verlassen. Da kommt der choque der Detonation – von links. Es reißt den Kopf herum und stimmt in den Schrei der Frauen ein. Im Schrecken reißt es das Maul auf; dadurch wird es selbst zum Bild der Bedrohung – mit der wie ein Messer spitzen Zunge, den gewaltigen Zähnen, und den Nüstern, gebläht wie aufgerissene Augen, doch unsichtig, zurückweisende, nichts erwidernde Einblicke in das Dunkel des Leibes. Also hie der durch den Anblick des plötzlichen Elends menschlich gewordene Stier, hie die Stute, die durch den Anblick der Katastrophe zum Bild des Schreckens wird, der Kraft empathischen Handelns verlustig.

Endlich die beiden jungen Frauen, die von rechts in die Mitte des Bildes kommen. Sie bringen die Vernunft, die durch den Angriff aufs Höchste alarmiert, jedoch nicht überwältigt wurde. Sie bringen Hilfe. Die obere hält einen Leuchter vor sich her; sie scheint zu fliegen. Sie bringt das Licht, das wärmer ist als das der Glühbirne, die, kalt glühend wie ein Schmerz, der sich nicht ändert, unbewegt den Raum erhellt. Die untere läuft herbei, mit ausgebreiteten Armen – Ich muss dies alles in mich aufnehmen –, den Blick nach oben gerichtet – von daher kam die Bombe; die Frau will der Ursache des Schreckens und der Qual entgegen sehen – mit dem Mut der Aufklärung. Die Gesichter der beiden herbei eilenden Frauen sind weiß – unverbrauchtes Leben, unerschöpfte Vernunft. Was könnten wir der Katastrophe der Menschlichkeit sonst entgegensetzen?

Von oben kommt die Katastrophe, vom Himmel. Die drei Personen, die in ihr zutiefst befangen sind – die beiden Frauen an den Seiten und der sterbende Krieger – sind mit ihren Blicken an die Höhe gefesselt. Sie können nur im Schrei versuchen, deren Gewalt zu zerreißen.

Picasso hält das Bild in Grisaille – ohne Farben. So macht er deutlich, wie die Konturen der Gestalten und die Bahnen des Lichts die Fähigkeit, einander zu bestärken, mithin die Fähigkeit, den Raum als Einheit darzustellen, verloren haben. Es ist ein sperriges Gefüge einander zuwiderlaufender, sich aneinander brechender Umrisse entstanden. Die Vernunft aber bleibt – die Richtung des Arms, der den Leuchter trägt, die Richtung des Blicks, der die Höhe aufsucht, von der die Katastrophe kommt, ist unwiderruflich.

I Erst seit 2001 dürfen Frauen in allen Waffengattungen der Bundeswehr »dienen«.
In Art. 12a (4) des Grundgesetzes heißt es: Frauen »dürfen auf keinen Fall zum Dienst mit der Waffe verpflichtet werden.«

»Haus Mendelssohn« – ein Denkmal von Micha Ullman

Ingrid Schmidt

Auf dem Weg zu Micha Ullmans Bodenskulptur »Haus Mendelssohn« kann man auf dem Bebelplatz gegenüber der Berliner Humboldt-Universität einen weiteren Gedenkort, von Ullman gestaltet, wahrnehmen: Die leere »Bibliothek« (1994) in Erinnerung an die Bücherverbrennung vom 10./11. Mai 1933 – ein in den Boden eingelassenes Verlies mit leeren Bücherregalen. Zu allen Tageszeiten stehen Menschen um dieses unheimliche, mit einer Glasplatte abgedeckte Büchergelass, leicht gebeugt schauen sie in die Tiefe der Vergangenheit.

Auch zu Ullmans begehbarem Denkmal »Haus Mendelssohn« ¹ muss man hinabschauen, auf den Schattenriss des Hauses, das hier einst stand. Die Bodenskulptur erinnert an das Haus, in dem der Philosoph und Seidenfabrikant Moses Mendelssohn seit seiner Hochzeit mit Fromet im Jahre 1762 wohnte, Freunde und Kollegen, Gesprächspartner aus Judentum, Christentum und Islam zum freundschaftlichen Austausch einlud. Fromet Mendelssohn konnte das Haus nach dem Tod ihres Mannes erwerben, ihr Sohn Joseph verkaufte es später an die befreundete Bankiersfamilie Veit, zu der ebenfalls verwandtschaftliche Beziehungen bestanden.

Die Trümmer des 1945 zerstörten Hauses wurden im Zuge des städtischen Um- und Neubaus Anfang der Fünfziger Jahre weggeräumt, alte Fotos dokumentieren Haus und Umgebung. Ullmans Denkmal auf dem Gehweg »zitiert« je vier Fenster in drei Stockwerken, die Eingangstür und die erhaltene Gedenktafel – die 1829 zum 100. Geburtstag Mendelssohns gestiftete Marmorplatte:

IN DIESEM HAUSE LEBTE UND WIRKTE UNSTERBLICHES MOSES MENDELSSOHN GEB: IN DESSAU 1729, GEST: IN BERLIN 1786²

Dieser Gedenkort ist ein unwirtlicher Ort. Bauzäune umzingeln den Platz vor der mittelalterlichen Marienkirche. (Zum Reformationsgedenken wird hier vermutlich wieder die imposante steinerne Luther-Figur aufgestellt.) Kirche, Rotes Rathaus, Neptunbrunnen, U-Bahn-Baugruben und der alles überragende Fernsehturm aus DDR-Zeiten bilden ein ziemlich verwirrendes Stadt-Panorama.

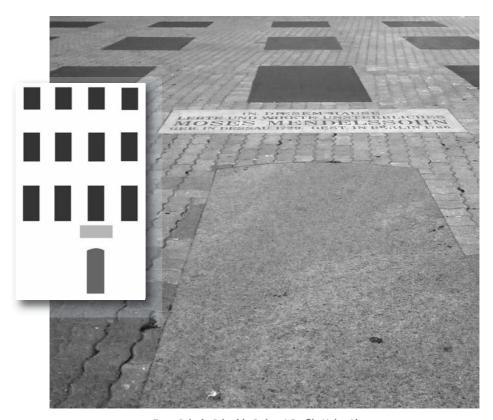


Foto: Solveig Schmidt-Onken / Grafik: Helga Lieser

Passant*innen nehmen das auch angesichts dieses architektonischen Wirrwarrs unauffällige Mendelssohn-Erinnerungsmal an der Ampelkreuzung Spandauer Straße kaum wahr, aber immer wieder verweilt ein Mensch vor der am Rande platzierten Informationsstele. Sind die blanken, in das Trottoir eingelassenen Graphittafeln – die Abbilder der Fenster des Hauses – regennass, spiegeln sie Kirche und Turm, Himmel und Wolken: Das ist kein Monument zum Aufschauen, in Sockel- oder Siegerpose: Es ist der Schatten eines Hauses aus vergangener Zeit, ein nachdenklicher Anstoß zum Innehalten und Fragen...

In der Mendelssohn-Remise – einem Erinnerungsort an die Mendelssohn-Familie in der Jägerstraße in Berlin-Mitte³ – zeigte Micha Ullman anlässlich der Übergabe seiner Bodenskulptur »Haus Mendelssohn« an die Öffentlichkeit eine Vielzahl von Zeichnungen⁴, entstanden nach der Fertigstellung der Bodenskulptur. Der Künstler schrieb zu sieben Motiven und weiteren Varianten:

»Die Zeichnungen sind für mich eine Art Begegnung mit Moses Mendelssohn, ein Versuch zu verstehen, was er uns sagen will. An die Tür klopfen und im guten Fall eintreten zu dürfen, um persönlich mit Moses Mendelssohn zu reden. In seinen Worten: ›Das Andachtshaus der Vernunft bedarf keiner verschlossenen Türen.«

Nach Auskunft Micha Ullmans wird dies sein letztes Denkmal für Berlin sein ⁶. Im Jahre 2011 erhielt der 1939 in Tel Aviv geborene Künstler, Sohn deutscher Emigranten, den Moses-Mendelssohn-Toleranzpreis des Landes Berlin – »Toleranz gegenüber Andersdenkenden und zwischen den Völkern und Religionen«.

Wer sich an den Menschenfreund Moses Mendelssohn noch einmal erinnern möchte, sei verwiesen auf die mit Empathie verfasste Biografie von Heinz Knobloch »Herr Moses in Berlin«⁷. Er hat seinem eindringlich-schönen Text das berühmte Zitat Mendelssohns vorangestellt:

»Nach Wahrheit forschen, Schönheit lieben, Gutes wollen, das Beste tun.«

^{1 10178} Berlin (Mitte), Spandauer Straße 68 (seit 1933: 33) / Ecke Karl-Liebknecht-Straße, nahe Marienkirche; siehe auch: Marleen Stoessel, Denkmäler im Wandel der Zeit, DER TAGES-SPIEGEL v. 13. 4. 2015 unter »Politik«

² Die Marmorplatte befindet sich heute als Leihgabe des Centrum Judaicum in der Dauerausstellung »Die Familie Mendelssohn und ihre Gräber vor dem Halleschen Tor« auf dem Dreifaltigkeitsfriedhof I am Mehringdamm.

³ Zwanzig Schauplätze in und nahe Berlin »erzählen von den Erfolgswegen, von religiösen Trennungen und von dem Vermächtnis dieser großen preußischen Familie«: www.mendelssohn-remise.de

⁴ Bleistift und Gouache.

^{5 1.} Juni 2016, Flyer »Haus Mendelssohn – Zeichnungen«.

⁶ Weitere Arbeiten von Micha Ullman in Berlin:

^{– »}Niemand«: ursprünglich eine »Wohnung« im »Niemandsland« an der Berliner Mauer; neuer Aufstellungsort: gegenüber dem Jüdischen Museum

^{- »}Blatt«: Synagogen-Erinnerungsort in der Axel-Springer-Straße

^{– »}Sieben Stufen«: St. Matthäus-Kirche / Kulturforum Potsdamer Straße, zur Erinnerung an den Pfarrer und Widerstandskämpfer Dietrich Bonhoeffer, der in dieser Kirche ordiniert wurde;

[–] das »Miniment« »Seconda Casa« im Berliner Dom: Zwei Häuserumrisse, als Negativabdrucke in den Boden unter der Kanzel eingelassen, berühren sich am jeweiligen Dachfirst, Wasser verbindet sie – eine Erinnerung an den Ersten und Zweiten Tempel in Jerusalem.

⁷ Verschiedene Auflagen, hg. Vom Buchverlag Der Morgen (erste Auflage 1979) und vom Verlag Das Arsenal (erste Auflage 1981) / beide Ausgaben erreichbar über Internetangebote.

Deutschland als Einwanderungsland – politische, kulturelle, religiöse Herausforderungen

Rede zum Jahresempfang von Aktion Suehnezeichen Friedensdienste am 23. Februar 2016 in Leipzig

Wolfgang Thierse

25 Jahre ist das schon her: die friedliche Revolution, die Überwindung des Ost-West-Systemkonflikts, die Vereinigung Deutschlands und die Überwindung der Spaltung Europas. Und wir erleben wieder eine neue, dramatische Wendung der Geschichte. Hunderttausende Flüchtlinge stürmen nach Europa, nach Deutschland – eine Bewegung, die vermutlich anhalten wird und die manche von einer neuen Völkerwanderung sprechen lässt. Sie trifft auf ein verunsichertes, zerstrittenes Europa, Deutschland darin eingeschlossen. Keiner weiß genau, welche Veränderungen diese Entwicklung bewirken wird, vermutlich aber werden die Wirkungen der nun nicht mehr leugbaren Tatsache, dass Deutschland eine Einwanderungsgesellschaft geworden ist, viel folgenreicher sein als die der Wiedervereinigung.

Wir brauchen in den kommenden Wochen und Monaten und Jahren viel mehr an gemeinsamer europäischer Politik in Sachen Flüchtlinge. Es geht um die faire Verteilung von Lasten und um gemeinsame Politik zur Bekämpfung von Fluchtursachen. Wir erleben eine dramatische Bewährungsstunde des gemeinsamen Europa: Es ist solidarisch oder es ist nicht!

Wir erleben jedenfalls, wie sich die politische Tagesordnung heftig verändert hat – durch die Hunderttausende, die zu uns flüchten, als wäre Deutschland das gelobte Land, das Paradies auf Erden. Welch' riesige Hoffnungen, welche zu befürchtenden Enttäuschungen (denn Deutschland kann das Paradies auf Erden nicht sein), welche große Herausforderung!

Gewiss ging und geht es zunächst und auch weiterhin vor allem um unmittelbare Hilfe und um menschenfreundliche Aufnahme und damit um die Bewältigung immenser praktischer Probleme. Die Willkommenskultur, die freundliche Aufnahme durch eine Mehrheit der Deutschen ist sowohl überraschend wie erfreulich. Sie macht mir das eigene Land unendlich viel sympathischer.

Könnten wir das miteinander verknüpfen: Empathie mit den Flüchtlingen, menschenfreundliche Aufnahme der aus Krieg und Not zu uns Kommenden, das herzliche Willkommen, das so viele Bürger in Deutschland auf beeindruckende Weise gezeigt haben – mit der nüchternen Einsicht, dass diese so sympathische Willkommenskultur übersetzt werden muss in den mühseligen Alltag von Integration, die nicht ohne viele praktische Probleme, ohne soziale und finanzielle Lasten zu haben sein wird! Hier ist politische Rationalität gefragt und nicht der Versuch, parteipolitisch daraus Kapital zu schlagen oder gar Ängste, Unsicherheiten, Vorurteile, Wut auszubeuten für den eigenen politischen Vorteil.

Pegida ist dafür ein schlimmes Symptom. Vertrautes, Selbstverständliches, soziale Gewohnheiten und kulturelle Traditionen: Das alles wird unsicher, geht gar verloren. Individuelle und kollektive Identitäten werden infrage gestellt. Die Folge sind Entheimatungsängste, die sich in der Mobilisierung von Vorurteilen, in Wut und aggressivem Protest ausdrücken.

Der Mechanismus, das Muster ist nichts Neues: In Zeiten von Verunsicherung, von Ängsten werden Menschen besonders empfänglich für die Botschaften der Vereinfachung, der Schuldzuweisung, also des Rassismus, des Antisemitismus, der Ausländerfeindschaft, der Demokratie-Ablehnung und schließlich der Gewalt. Gefährliche Zeiten. Die Bilder aus Dresden, Meißen, Heidenau, Erfurt, Nauen und zuletzt aus Clausnitz und Bautzen zeigen es: Fremdenfeindliche Exzesse haben eine breitere Basis als in den goer Jahren. Die Grenzen zwischen besorgten Bürgern, die ihre Ängste wütend ausdrücken, und den Rassisten und Demokratiefeinden der Neonaziszene sind fließend geworden. Aus Vorurteilen und Angst wird Wut, wird Hass, wird Gewalt. Jeden Montag, jeden Tag, in Sachsen und anderswo in Deutschland! Im Jahr 2015 gab es 1.000 Straftaten gegen Flüchtlinge über das ganze Land verteilt. In diesem Jahr waren es bereits (innerhalb von 6 Wochen) 150 Angriffe auf Asylbewerberunterkünfte, also jeden Tag 3 Straftaten. Der Befund von Professor Elmar Brähler (Leipziger Extremismusforscher) ist eindeutig: »Bei den Rechtsextremen wächst die Gewaltbereitschaft. Und bei AfD und Pegida die Duldung von Gewalt.« Die Zahl der ausländerfeindlichen Gewalttaten hat sich im vergangenen Jahr gegenüber 2014 verfünffacht!

Gewiss mögen viele Anhänger vor allem ihre Besorgnisse und Ängste zum Ausdruck bringen wollen, inzwischen aber sind AfD und mehr noch Pegida Sammelbecken für die Artikulation von ausländerfeindlichen Vorurteilen, von Fremdenhass, von Verachtung unseres demokratischen Systems.

Was ist zu tun? Worüber müssen wir uns in unserem Land, in unserer Gesellschaft verständigen? Vor diesem Hintergrund des vielhunderttausendfachen Zustroms von Fremden, der vielen Problemen und Ängsten und einer verunsicherten, gespaltenen Gesellschaft.

Was also ist zu tun möglich und notwendig?

1. Es gilt zu begreifen, dass Integration eine doppelte Aufgabe ist: Die zu uns Gekommenen sollen, sofern sie hier bleiben wollen, heimisch werden im fremden Land – und den Einheimischen soll das eigene Land nicht fremd werden.

Die Erfüllung dieser doppelten Aufgabe verlangt viel Kraft und viel Zeit. Erinnern wir uns an die Integration von 15 Mio. Flüchtlingen und Vertriebenen nach 1945, ein schwieriger Prozess, der mindestens zwei Jahrzehnte gebraucht hat. Erinnern wir uns an die sog. »Gastarbeiter«. Der Schweizer Max Frisch hat einmal gesagt: »Wir haben Arbeitskräfte gerufen und gekommen sind Menschen.« Die alte Bundesrepublik hat lange der Selbsttäuschung angehangen, dass man sich um die Gastarbeiter und deren Integration nicht kümmern müsse. Die Folgen dieser Fehleinschätzung sind bis heute wahrnehmbar. Und erinnern wir uns an die »innere Einheit« der Deutschen: Auch nach 25 Jahren sind nicht alle Differenzen überwunden.

Ich rufe diese Erinnerungen auf, um ausdrücklich zu sagen: Wenn wir die Integrationsaufgabe heute annehmen und erfolgreich bewältigen, dann wird unser Land reicher und lebenswerter sein.

- 2. Notwendig sind, selbstverständlich, sichtbare und hoffentlich erfolgreiche Anstrengungen zur praktischen Lösung der Probleme der Aufnahme so vieler Fremder. Dabei wissen wir: Je größer die Zahl, umso größer die Integrationsprobleme. Deshalb sind ja fast alle Politiker der Meinung, dass Begrenzungen der Zuwanderung unvermeidlich sind.
- 3. Notwendig ist eine offene und offensive Debatte darüber, in welcher Gesellschaft wir leben wollen. In einer unsolidarischen, »homogenen«, eingesperrten Gesellschaft? Wir Ostdeutschen haben aber doch nicht die Mauer eingedrückt, damit wir unter uns bleiben, in einer geschlossenen eingesperrten Gesellschaft. Wir wollten doch ins Offene und Freie! Wollen wir also jetzt das vereinigte Land egoistisch und wieder mit Hilfe eines Schießbefehls verteidigen und einen Wohlstandsnationalismus oder gar Wohlstandschauvinismus pflegen? Oder wollen wir nicht vielmehr eine Gesellschaft der Grundwerte, der Menschenrechte sein? Und ein Land, das seinen humanen Verpflichtungen nachkommt. Der wichtigste Satz des Grundgesetzes heißt: Die Würde des Menschen ist unantastbar. Da steht nicht, die Würde des Deutschen ist unantastbar. Gegen die Mehrheit einer Gesellschaft kann Integration nicht gelingen und ohne die Integrationsbereitschaft und den Integrationswillen der zu uns Gekommenen auch nicht!
- 4. Darauf müssen wir uns einstellen: Unser Land wird dauerhaft pluralistischer, also ethnisch, religiös und kulturell vielfältiger und widersprüchlicher

werden. Dieser Pluralismus wird keine Idylle sein, sondern steckt voller politisch-sozialem und religiös-kulturellem Konfliktpotential.

1. Punkt: Das ist zunächst und vor allem das Angebot unserer Verfassungswerte, auf die alle gleichermaßen verpflichtet sind, die Einheimischen und die zu uns Kommenden. Das sind die Regeln und Angebote unseres Rechts- und Sozialstaates, die für alle gelten.

Die Grundwerte unserer Verfassung stehen nicht zur Disposition, dürfen es nicht! Unantastbarkeit der Menschenwürde, Gleichberechtigung, Respekt vor den Gesetzen des säkularen Rechtsstaates, Unterscheidung von Politik und Religion, Trennung von Kirche und Staat, Religionsfreiheit und Toleranz, Selbstbestimmung des Individuums.

- 2. Punkt: Des Weiteren: Die **deutsche Sprache** zu erlernen, **Ausbildung** und **Arbeit** zu finden das sind die ersten und weiteren, notwendigen Schritte von Integration. Sie verlangen Anstrengungen von beiden Seiten.
- 3. Punkt: Damit Integration aber gelingt, stellen sich über das bereits Benannte weitere Fragen, die wir zu beantworten haben. Das sind **Fragen nach unserem kulturellen Selbst**: Wer sind wir Deutsche, was ist das Eigene? Was sind unsere Gemeinsamkeiten, die den Zusammenhalt einer vielfältiger, widersprüchlicher und konfliktreicher werdenden Gesellschaft ermöglichen und sichern?
- 4. Punkt: Gerade in Zeiten heftiger Umbrüche, beschleunigter technischwissenschaftlicher, wirtschaftlicher, sozialer und eben ethnischer Veränderungen ist das individuelle und kollektive Bedürfnis nach Vergewisserung und Verständigung, nach Identität besonders groß. Und damit, so meine ich, sind wir im Zentrum der Kultur. Von Hölderlin stammt der Satz: »Das Eigene muss so gut gelernt sein wie das Fremde.« Mit den Worten von Daniel Barenboim: »Ich glaube, es ist wichtig, den Ankommenden die hiesige Kultur zu geben. Die Deutschen müssen überwinden, sich andauernd wegen ihrer Kultur und Sprache schlecht zu fühlen ... Sie haben eine grandiose Kultur. Die Flüchtlinge, die herkommen, sollen das lernen.«
- 5. Punkt: Wer nach Deutschland kommt, der kommt in ein geschichtlich geprägtes Land, der kommt und das ist eine wesentliche Dimension von Kultur in eine Erinnerungsgemeinschaft.

Ich zitiere den Bundespräsidenten Joachim Gauck: »Die Erinnerung an den Holocaust bleibt eine Sache aller Bürger, die in Deutschland leben.« So hat er es Anfang dieses Jahres formuliert. »Es gibt keine deutsche Identität ohne Auschwitz.« Gauck spricht hier von einer kulturellen Erbschaft, die nicht auszuschlagen ist.

Integration nach Deutschland hinein enthält diese historisch-kulturelle Zumutung für die zu uns Kommenden, auch wenn und gerade weil sie aus muslimischen Ländern kommen. Charlotte Knobloch formuliert es so: »Wer hier leben will, muss verstehen und respektieren, dass die aktive Erinnerung an den Holocaust ebenso Staatsräson ist wie der Kampf gegen Antisemitismus sowie das Einstehen für die Existenz und die Sicherheit Israels.« Was Charlotte Knobloch sagt, gilt selbstverständlich nicht nur für die Neuankömmlinge, sondern auch für die Alteingesessenen.

6. Punkt: Zu der notwendigen Selbstverständigung darüber, was das Eigene ist, was wir in diesem Land den zu uns Kommenden anzubieten haben, wozu wir sie einladen, muss die Antwort auf die Frage gehören, welchen (nicht nur historischen) Rang und welche Gegenwärtigkeit die christlich-jüdische Prägung unserer Kultur (die sie in Widerspruch und Gemeinsamkeit mit dem Prozess der Aufklärung erfahren hat) beanspruchen darf und soll. Diese Frage erzeugt, wenn ich es richtig beobachte, in der Öffentlichkeit nicht selten Reaktionen zwischen Irritation und Unsicherheit, zwischen Trotz und Verschämtheit. Als sei schon der Hinweis etwas Unziemliches und Integrationsfeindliches, dass unsere Kultur (nicht allein, aber doch wesentlich) christlich geprägt ist. Man dient aber der Integration nicht, wenn man sich selbst verleugnet und nur noch »Interkultur« für zeitgemäß und legitim hält.

Ein kleines Beispiel: Mit Blick auf die Erfahrung mit seiner Tochter an einer Kölner Schule mit einem Migrantenanteil von über 50 Prozent hat Navid Kermani vor einigen Jahren geschrieben: »Gelernt habe ich allerdings auch, dass Integration dort gelingt, wo die heimische – also auf der Schule meiner Tochter: katholische und kölsche – Kultur nicht schamhaft in den Hintergrund gerückt, sondern gepflegt und selbstbewusst vertreten wird. Aus Furcht vor den Reaktionen muslimischer Eltern nicht mehr Advent zu feiern, wie es in manchen Kindergärten oder Schulen geschieht, ist mit Sicherheit das falsche Signal. Es geht nicht darum, sich selbst zu verleugnen, sondern den anderen zu achten.«

Das ist nach meiner Überzeugung die eigentliche Herausforderung von zunehmendem, religiös-weltanschaulichem Pluralismus: Nicht einfach Atheismus, nicht Laizismus ist die Antwort auf »Religion im Plural«, auf Weltanschauungen und Kulturen im Plural, sondern eine Zumutung anzunehmen. Diese Zumutung besteht darin, sich der Anstrengung unterziehen zu müssen, das Eigene zu vertreten und zu übersetzen, den Anderen zu verstehen, eine gemeinsame Sprache zu finden. Jürgen Habermas: »In der Rolle von demokratischen »Mitgesetzgebern« gewähren sich alle Staatsbürger gegenseitigen grundrechtlichen Schutz, unter dem sie als Gesellschaftsbürger ihre

kulturelle und weltanschauliche Identität bewahren und öffentlich zum Ausdruck bringen können.«

Zum Schluss: Integration ist eine doppelte Aufgabe: Die zu uns Gekommenen sollen heimisch werden im fremden Land. Und die Einheimischen sollen nicht fremd werden im eigenen Land.

»Niemand kann verlangen, dass unser Land sich ändert« (Viktor Orban). – Das ist ein Satz der Angst (von der ich vermute, dass viele Menschen auch in unserem Land sie teilen). Es ist aber auch ein fataler Satz. Denn wir wissen doch: Nur offene, sich verändernde Gesellschaften sind produktiv und haben Zukunft! Das ist doch auch die Erfahrung von 1989: Geschlossene, eingesperrte Gesellschaften bedeuten Stillstand, sind nicht überlebensfähig, müssen überwunden werden!

Deshalb ist es unsere Aufgabe (gerade) als Christen und Juden, als demokratische Bürger, die Ängste bei vielen zu überwinden, die Aufgabe der Integration anzunehmen, die »neue Völkerwanderung« zu gestalten – europäisch und national – durch klare Regeln (Integrationsgesetz!) und europäische Vereinbarungen. Mit menschlichem Anstand, mit Kraft und Ausdauer, mit langem Atem.

Dieser Redetext wurde unter Berücksichtigung der Schwerpunkte gekürzt. Die vollständige Rede können Sie unter www.asf-ev.de lesen.

Der Preis des Sieges

Der deutsche Überfall auf die Sowjetunion und Formen der Erinnerung im (post)-sowjetischen Raum

Ulrike Huhn

Der deutsche Einfall in die Sowjetunion am 22. Juni 1941 war ein einschneidendes Ereignis. Wohl jede Bewohnerin und jeder Bewohner des Riesenlandes, egal welchen Alters, wusste sich in den folgenden Jahrzehnten daran zu erinnern, wo, wann und wie er von dem Einfall der deutschen Wehrmacht erfahren hatte - und was er für sie und ihn für Folgen hatte. Menschen an allen Orten der Sowjetunion mussten Entscheidungen treffen, zu allererst diejenigen, die von dem Einmarsch der deutschen Truppen betroffen waren: die Flucht versuchen, sich evakuieren lassen, sich mit der deutschen Besatzung arrangieren oder aber in einer schier ausweglosen Situation versuchen, Erschießungen und Deportationen zu entgehen. Männer im wehrfähigen Alter im Hinterland wurden in die Rote Armee mobilisiert, viele meldeten sich freiwillig; für manchen Gulag-Insassen wiederum waren Strafbataillons eine Chance, aus den Lagern herauszukommen und sich – mit geringen Überlebenschancen – an der Front zu »bewähren«. Vor allem in den erst 1939 bzw. 1940 in die Sowjetunion einverleibten zuvor polnischen bzw. baltischen Gebieten wiederum verknüpften manche Bewohner mit den Deutschen Hoffnungen auf eine Befreiung von der Sowjetherrschaft.

Nicht alle dieser Erinnerungen an den Krieg waren in der Sowjetunion in gleicher Weise sagbar; manche wurden verstärkt, andere verdrängt. So hat bereits die Erinnerung an diesen Krieg innerhalb der Sowjetunion eine wechselvolle Geschichte. Der deutsche Überfall traf die sowjetische Führung unvorbereitet. Sie hielt noch zu einem Zeitpunkt an dem 1939 geschlossenen Pakt mit Hitler fest, als sich die Anzeichen für eine bevorstehende deutsche Invasion verdichteten. Über die herben militärischen Verluste der ersten Kriegsmonate des Jahres 1941 durfte daher nach dem Krieg genauso wenig gesprochen werden wie über das geheime Zusatzprotokoll des Hitler-Stalin-Pakts mit seinen »Interessengebieten«. Die sowjetische Bezeichnung als »Großer Vaterländischer Krieg« erfüllte damit über die Mobilisierung zur Vaterlandsverteidigung hinaus auch nach Kriegsende eine wichtige Funktion, indem sie anders als der Begriff »Zweiter Weltkrieg« den Kriegsbeginn aus sowjetischer Perspektive auf den 22. Juni 1941 festsetzte und den deutschen Einfall in Polen, aber auch den sowjetischen Einmarsch in Polen am 17. September 1939 überging.

Der 9. Mai (an dem aufgrund der Zeitverschiebung zwischen Berlin und Moskau die bedingungslose Kapitulation gemeldet und gefeiert wurde)

wiederum wurde erst 1965 – zum 20. Jahrestag des Kriegsendes – zum arbeitsfreien Staatsfeiertag. Erst mit zunehmendem zeitlichen Abstand ließ sich der unter enormen Anstrengungen errungene Sieg von der Führung in den Dienst nehmen. Zuvor standen dem die noch frische Erinnerung an die Millionen Kriegstoten und die verheerende sowjetische Kriegsführung, aber auch die Enttäuschungen über die ausgebliebene Liberalisierung der sowjetischen Gesellschaft nach 1945 entgegen. Der 9. Mai wurde nun mit immer größer werdenden Militärparaden in Moskau begangen, die während des Kalten Krieges zugleich auch die militärische Leistungsfähigkeit der Sowjetunion unter Beweis stellen sollten. Der Sieg wurde zugleich nach der Revolution von 1917 zum zweiten – und wesentlich emotionaler erinnerten und tatsächlich für die ganze Sowjetunion bedeutsamen – Staatsgründungsmythos, auf denen sich die sehr unterschiedlichen Ethnien und Nationen, aber auch sozialen Gruppen, Stadt- und Landbewohner innerhalb der Sowjetunion positiv beziehen konnten. Die vielen Hochzeitspaare, die bis heute an vielen Orten im postsowietischen Raum Blumen an den Kriegsmonumenten niederlegen, zeugen von dieser starken emotionalen Verbindung.

In das damit etablierte Heldennarrativ vom siegreichen Sowjetvolk konnten (und sollten) jedoch nicht alle Erfahrungen der Kriegszeit integriert werden. Der Holocaust in den besetzten Gebieten, aber auch die Deportation von zivilen Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen vor allem aus der Ukraine, Belarus sowie dem südlichen Russland nach Deutschland, das anhaltende Misstrauen gegenüber den Rückkehrern aus deutschen Lagern sowie allen, die unter deutscher Besatzung gelebt hatten, schließlich die Verschleppung von ganzen Ethnien – Krim-Tataren, Tschetschenen, Inguscheten – wegen angeblicher kollektiver Kollaboration mit den deutschen Besatzern nach Zentralasien: All dies waren Themen, die bis zum Zusammenbruch der Sowietunion öffentlich nicht oder kaum thematisiert werden konnten. Gedichte wie das von Ewgenij Ewtuschenko über Babij Jar sowie die in kleinen Auflagen kursierenden Schriften des Samisdat schufen hier ein Gegengewicht. Die Öffnung während der Perestroika wurde daher von vielen als Chance erlebt, die Kluft zwischen dem offiziellen Siegesnarrativ und dem individuellen Erleben der Kriegskatastrophe zu verringern. Die vielen Initiativen zur Errichtung von jüdischen Museen sowie von Gedenksteinen an Massenerschießungsstätten, in denen die Opfer nicht nur als »sowjetische Staatsbürger«, sondern als Juden benannt wurden, aber auch die Wäschekörbe voller Briefe von ehemaligen »Ostarbeitern« Anfang der 1990er Jahre an die Menschenrechtsorganisation »Memorial« zeugen von diesem Aufbruch.

Die aus der auseinander gefallenen Sowjetunion hervorgegangenen Staaten haben also in Bezug auf die Erinnerung an den sowjetischen Sieg über NS-Deutschland ein komplexes Erbe angetreten. Für die drei baltischen Länder, die überhaupt erst 1940 durch unter massivem Druck erwirkte »Freundschafts«- und Militärabkommen in die Sowjetunion hineingezwungen wurden und die ihre Forderung nach Unabhängigkeit in der Spätphase der Sowjetunion klar artikulierten, lag die Abkehr von der sowjetischen Erinnerungskultur auf der Hand. In Belarus, das seit 1994 durch den zunehmend autoritär agierenden Präsidenten Alexander Lukaschenko regiert wird, lässt sich eine Fortführung des sowjetischen Heldennarrativs beobachten. Hier wird weiterhin vor allem der Kampf der sowjetischen Partisanen hervorgehoben, wenngleich auch die zuvor vernachlässigte Erinnerung an den Holocaust Eingang in das staatliche Narrativ gefunden hat.

In Russland hatte es in den 1990er und frühen 2000er Jahren eine Phase gegeben, in der die tabuisierten Aspekte der Geschichte des Zweiten Weltkriegs wie der Hitler-Stalin-Pakt und der sowjetische Einmarsch in Polen am 17. September 1939, die Ermordung tausender polnischer Offiziere durch den sowjetischen Geheimdienst 1940, aber auch Fragen von Kollaboration mit den deutschen Besatzern offen verhandelt wurden. Mittlerweile dominiert hier jedoch wieder das sowjetische Siegesnarrativ, das in ähnlicher Weise wie seit den 1970er Jahren in der Sowjetunion Legitimität schaffen soll. Sich – auch angesichts der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lähmung – in eine Gemeinschaft der Sieger einzuschreiben, wirkt dabei auch auf jüngere Generationen im heutigen Russland anziehend. »Danke, Opa, für den Sieg« (»Spasibo dedu za pobedu«) kann man auf vielen Autoscheiben lesen. Weite Verbreitung findet das schwarz-orange gestreifte Sankt-Georgs-Bändchen, ursprünglich eine Auszeichnung des russischen Zarenreiches, das im Zweiten Weltkrieg von der sowjetischen Führung wieder eingeführt wurde und heute als Ausweis russisch-patriotischer Gesinnung gilt.

Die Ukraine, die überhaupt erst 1991 aus der Konkursmasse der Sowjetunion als unabhängiger Staat hervorgegangen war und deren Westgrenze Ergebnis des Zweiten Weltkrieges ist, durchläuft seit dem Verlust der Krim infolge der russischen Annexion im März 2014 und den kriegerischen Ereignissen im Osten des Landes einen forcierten Findungsprozess. National-ukrainisches und über-ethnisch staatsbürgerliches Verständnis werden unter diesen Bedingungen quasi in einer Operation am offenen Herzen ausgehandelt. Der von der neuen ukrainischen Führung seit 2014 verstärkt betriebene Kurs einer Westorientierung schlägt sich wiederum auch nieder in einem anderen Umgang mit der Kriegsgeschichte: So wird in der Ukraine seit 2015 auch der

8. Mai – parallel zum 9. Mai – als »Tag des Gedenkens und der Aussöhnung« begangen; das 1975 eingeweihte »Museum des Großen Vaterländischen Krieges 1941-1945« in Kiew wurde ebenfalls im letzten Jahr in Nationales Museum zur »Geschichte der Ukraine im Zweiten Weltkrieg« umbenannt. Aus westlicher Perspektive sehr umstritten ist die in jüngster Zeit ebenfalls verstärkte geschichtspolitische Verehrung für die Kämpfer der »Organisation Ukrainischer Nationalisten«, die während des Krieges für einen unabhängigen ukrainischen Staat stritten und dafür auch mit den Deutschen kollaborierten. Gleichwohl zeichnet sich die Ukraine durch ein breites Spektrum an zivilgesellschaftlichen Initiativen aus.

Westliche Reisende und Beobachter täten gut daran, diese Komplexität der sowjetischen und postsowjetischen Erinnerung an die vielen verschiedenen Facetten des katastrophalen Kriegs zur Kenntnis zu nehmen und einer möglichen geschichtspolitischen Vereinnahmung zu widerstehen. Dazu zählt in erster Linie, sowjetisch nicht mit russisch gleichzusetzen – der Kampf gegen NS-Deutschland und die Befreiung von dieser Diktatur ist das Verdienst vieler verschiedener Ethnien.

»Versöhnung ist eine große Hoffnung« – ein Gespräch mit Christoph Flügge

Lena Altman

Was verbinden Sie mit dem Begriff »Kriegsspuren«?

Wenn man durch Europa reist findet man, wo immer man hinkommt, Kriegsspuren. Seien es vernichtete Städte oder Dörfer, die wieder aufgebaut wurden – manchmal gelungen, manchmal nicht gelungen. Hier und da sind immer noch Lücken zu sehen. Man findet überall Erinnerungsorte, Denkmäler, Gedenktafeln. Gerade ich als Deutscher erlebe das ganz bewusst. Es geht natürlich nicht nur um die Kriege, die Deutsche, die dafür in der Tat eine unrühmliche Bekanntheit haben, begonnen haben. Auch andere Kriege hinterlassen ihre Spuren, die man natürlich nur sieht, wenn man hinguckt. Und man sieht nur, was man weiß. Das heißt, eine gewisse geschichtliche Kenntnis ist zumindest hilfreich, um zu verstehen, warum was wie aussieht und woran erinnert wird.

Sie waren und sind auch derzeit an Verfahren gegen mutmaßliche Kriegsverbrecher beteiligt. Was können solche Verhandlungen zur Aufarbeitung von Kriegsverbrechen beitragen?

Ein unendlich wichtiger Aspekt ist es, den mutmaßlichen Opfern eine Stimme zu geben, sie über das Geschehene berichten zu lassen – und zwar im Gerichtssaal, aber auch darüber hinaus. Die Verhandlungen des Jugoslawien-Tribunals z.B. werden im Internet übertragen. Denn wir wissen: Nicht hinzuhören und kein Forum zu geben, bedeutet eine Retraumatisierung, eine zweite Traumatisierung nach der eigentlichen Traumatisierung durch Kriegsverbrechen. Das kennen wir aus Deutschland nach 1945. Das beobachte ich aber auch hinsichtlich des früheren Jugoslawien, ganz zu schweigen von Russland oder China nach den dortigen Massenverbrechen, die bis heute nicht Thema oder Gegenstand der öffentlichen Debatte in einer offenen Zivilgesellschaft sind, weil es diese schlichtweg nicht gibt.

Der zweite Punkt ist natürlich die Faktenfeststellung: Was ist passiert? Wenn ein Gericht rechtskräftig bestimmte Fakten feststellt und das auch noch in der zweiten Instanz bestätigt wird, so haben wir eine Grundlage für die Zukunft – sowohl für die Gesellschaft insgesamt als auch für Historiker, für Medien, für Kirchen. Gerade die Kirchen sollten eine positive Rolle spielen, tun es oft aber leider nicht. Nur wenn die Fakten als Grundlage anerkannt werden, können wir uns mit Fragen der Versöhnung, der Heilung der Gesellschaft auseinandersetzen.

Strafrechtliche Verfolgung ist unverzichtbar, aber was sind ihre Grenzen und welche Akteure sind noch gefordert?

Natürlich ist die Politik gefordert in allen beteiligten Staaten. Neben der Politik ist die Diplomatie gefragt, sind Journalisten und die Medien und, wie gesagt, die Kirchen gefordert. Den Glaubensgemeinschaften auf dem Balkan – es sind ja gerade in Bosnien und Kosovo auch muslimische Gemeinschaften – ist zu wünschen, dass der Dialog und die Bereitschaft, Fakten anzuerkennen, auch bei den Kirchen vorhanden ist. Rückblickend habe ich insbesondere bei der Orthodoxen Kirche manchmal den Eindruck, dass eine sehr nationalistische Haltung vorherrscht, die eher den Hass, die Auseinandersetzung in den Vordergrund rückt. Eine wichtige Rolle spielen auch die Wissenschaft, die Lehrer und die Ausbildungseinrichtungen, die Schulen und die Zivilgesellschaft insgesamt. Wenn diese Akteure nicht bereit sind, sich mit diesen Fragen auseinanderzusetzen, wird die Wunde niemals heilen.

Was beobachten Sie an Aufarbeitung in den Bildungssystemen des ehemaligen Jugoslawiens?

Ich bin natürlich kein Bildungsexperte, aber habe das Gefühl, dass es ein kroatisches Lehrbuch gibt und ein serbisches Lehrbuch und ein bosnischmuslimisches Lehrbuch, in denen sehr unterschiedliche Wahrheiten verkündet werden. Ich glaube nicht, dass in einem serbischen Lehrbuch in angemessener Weise – wenn überhaupt – von Srebrenica die Rede ist. Wenn ich in einem Bericht lese, dass in Bosnien-Herzegowina, das ja ein sehr kompliziert zusammengesetzter Staat ist, auf Schulhöfen Zäune und Mauern gebaut werden, damit die serbischen, kroatischen, bosnischen Kinder nicht in Kontakt kommen, dann halte ich das für eine Katastrophe. Die Kinder werden weiterhin im Geiste der Begrenzung, des Hasses und des Nationalismus erzogen.

Welche Mechanismen der Vergangenheitsbewältigung erleben Sie als heilsam? Ich hatte vor kurzem eine Studentengruppe aus einer serbischen Stadt zu Besuch in Den Haag. Nach längerer Diskussion haben mich die Studenten gefragt, was sie selbst tun können. Da hat mein Herz gejubelt: Endlich fragt jemand danach, welchen Beitrag er selbst oder die Gruppe, der er angehört, leisten kann. »Bevor Ihr über andere ethnische Gruppen auch nur ein Wort verliert«, habe ich gesagt, »guckt mal, was euer Volk, eure ethnische Gruppe gemacht hat. Redet mit euren Vätern und Müttern und Großeltern darüber, was vor 20, 25 Jahren passiert ist. Wo wart Ihr, was habt Ihr gemacht?« Das hat in Deutschland ja auch sehr lange gedauert. Aber dieser Generationenkonflikt war letztlich für die deutsche Gesellschaft unendlich heilsam, weil

damit erstmals Fragen gestellt wurden. In den 40er, 50er und 60er Jahren ist in Deutschland sehr vieles tabuisiert worden. Da gab es die offene Auseinandersetzung höchstens in einzelnen Familien, aber eigentlich auch nur dann, wenn die Eltern darüber reden wollten, und das waren häufig nur die aktiven Widerständigen. Ähnliches wünschte ich mir auch im früheren Jugoslawien. Ein Problem besteht aber darin, dass die ethnische Säuberung in vielen Bereichen funktioniert hat: Die Leute sind vertrieben worden und haben kaum eine Chance, in ihre Dörfer und Städte zurückzukehren. Die einzelnen Ethnien werden ständig darin bestätigt, dass sie in einem »ethnisch reinen« Gebiet leben oder jedenfalls zur Mehrheit gehören und das macht die Verständigung nicht leichter.

Was verbinden Sie mit dem Wort Versöhnung?

In meinem beruflichen Alltag ist Versöhnung (Reconciliation) eine große Hoffnung. Diese Hoffnung muss es auch geben, aber sie setzt unendlich viel voraus, und in vielen Konflikten kann es das eigentlich kaum geben. Versöhnung ist für mich ein schwieriges Wort, auch was unsere deutsche Geschichte des Holocaust betrifft. Wer will sich da eigentlich mit wem versöhnen? Mit den kleinen und jetzt wachsenden jüdischen Gemeinden in Deutschland? Mit dem Staat Israel? Mit denen, die Opfer der Nazi-Ideologie und des Rassenhasses und der Mordmaschinerie geworden sind? Die aber sind tot. Mit wem will ich mich da versöhnen? Ob das wirklich funktioniert, weiß ich nicht. Es gibt Versuche in der Enkelgeneration auf Täter- und auf Opferseite, die jeweils andere Seite zu verstehen. Es geht hier mehr ums Verstehen: In welchem Umfeld sind sie jeweils groß geworden, welches Erbe tragen sie durch ihre Väter und Vorväter mit sich herum? Ist das Versöhnung oder ist das einfach ein Versuch des Verstehens? Versöhnung ist ein ganz schwieriger Begriff. Eigentlich kann man sich nur unter Gleichrangigen und vor allen Dingen unter Lebenden versöhnen.

Vergebung, das ist etwas anderes. Vor ein paar Jahren war ich in Breslau beim Denkmal der katholisch-polnischen Bischöfe. Darunter steht »...wir vergeben und wir bitten um Vergebung«. Dass katholische Polen dies im Hinblick auf die furchtbaren Verbrechen der Deutschen an den Polen in ihrem Hirtenbrief im November 1965 geschrieben haben, hat mich tief bewegt. Verstehen ist das Wichtigste – ob daraus Versöhnung wird? Ich habe meine Schwierigkeiten mit diesem Begriff.

Christoph Flügge ist ein deutscher Jurist. Von Juni 2001 bis Februar 2007 war er Staatssekretär der Senatsverwaltung für Justiz in Berlin. Seit dem 18. November 2008 ist er permanenter Richter am Internationalen Strafgerichtshof für das ehemalige Jugoslawien in Den Haag. Im Dezember 2011 wurde er außerdem zum Richter des Internationalen Residualmechanismus für die Ad-hoc-Strafgerichtshöfe gewählt.

Wiesel lesen

Helmut Ruppel

»Wenn ich als Kind aus der Schule kam, pflegte meine Mutter nie zu fragen: ›Hast Du heute richtig geantwortet?‹ Sie fragte vielmehr: ›Hast Du heute richtig gefragt?‹«

Der Festredner erzählte dies zur Eröffnung des Akademischen Jahres der Humboldt-Universität 1991/92 einer herangewachsenen Jugend der DDR. Auf das Fragen kommt es an, das sollte am Anfang stehen, denn er fuhr fort: »Pflegen Sie das Fragen, denn das ist stets wichtiger als das Antworten. In jeder Frage liegt eine Suche. Und in jeder Antwort liegt Verantwortung.«

Es war dem Rektor Heinrich Fink gelungen, Elie Wiesel als Festredner nach Berlin zu bitten. Aber nicht in eine festlich-weihevolle Uni-Aula unter die Augen der großen Humboldt-Brüder, sondern in die – Komische Oper! Ob die Traditionen der Komischen Oper Wiesels Denk- und Erzählweise mehr entsprachen? Das schmale, alle Reden des Tages zusammenhaltende Heftchen vom 25.11.1991 hüte ich wie einen Schatz, Protokoll eines Zeitenbruchs auf mehreren Ebenen.

Die Bilder von Elie Wiesel in den leidempfindlichen Aufsätzen zu seinem Tode am 2. Juli 2016 (am 30. September 1928 wurde er im rumänischen Sighetu geboren) zeigen ein müdgewordenes Antlitz, von den Zeiten zerschrunden und gezeichnet vom Leid der Generationen – Barlach gab solche Antlitze seinen Bettlerinnen, die »alles gesehen hatten« .

Auf den Bildern zur Eröffnung des Studienjahres 1991/92 in der Komischen Oper vor einem Vierteljahrhundert wirkt er angeregt, lachend, humorvoll und scheint sich ausgesprochen gut zu unterhalten, erzählt erkennbar eine chassidische Geschichte nach der anderen. Er begrüßt auch niemanden akademisch stilvoll, sagt nur » Sehr geehrter Herr Dr. Fink«. Und das alles in der Opera comique.

Und er erzählte den Studierenden nach 12 Jahren DDR-Erziehung diese kleine irgendwo gehörte Geschichte:

»Ich hörte unlängst von einer Frau aus Berlin, der von der israelischen Gedenkstätte Yad Vashem eine Medaille verliehen worden ist. Sie hatte während des Krieges Juden beschützt und gerettet. Ein Journalist fragte sie:

›Warum haben Sie das getan? Warum haben Sie Ihr eigenes Leben aufs Spiel gesetzt, um das Leben anderer Menschen zu retten, die Ihnen noch nicht einmal persönlich bekannt waren? Die einfache Frage bekam nur eine Antwort:

›Aus Selbstachtung. ‹‹«

Über Wiesel wird seit Jahren Gutes, Kluges und auch Schönes geschrieben, weil er eben so viel Poetisches, Herzbewegendes uns geschenkt hat, talmudische Weisheit, Reden, Gebete, Dramatisches, Biblisches, Chassidisches; immer wider die Gleichgültigkeit Ankämpfendes, so dass man nur – wie bei Luther – dringend empfehlen kann: Wiesel lesen! Natürlich zu beginnen mit der »Nacht« und bald das Geheimnis des Anfangs »Adam«, die geschwisterlichen Urgestalten, es sollten folgen die Geschichten der chassidischen Meister, die vielen kleinen Ansprachen und Ermutigungen z. B. in »Den Frieden feiern« (Herder TB 4019).

»Un die Velt hot geshvign« sollte sein erstes Buch heißen; kluge Freunde kürzten es von über 1200 Seiten auf wenig über 100 Seiten; die »Nacht« ist heute das Buch des 20. Jahrhunderts, vergleichbar »Guernica« als Bild des vergangenen Jahrhunderts.

»Gewissen der Menschheit« hat ihn Barack Obama in einer bemerkenswert langen Trauerrede genannt. Über Generationen hinweg habe er unseren Schmerz und unsere Verantwortung getragen, eine beziehungsreiche Formulierung von – George Clooney.

Mein letztes Bild von ihm: In dem entsetzlichen, immer scharf und peinigenden Wind über den schrägen Aufstellplatz von Buchenwald auf dem Ettersberg gehen halb gebeugt Obama und Wiesel zu einem symbolischen Ort des Gedenkens. Sie gehen gegen den Wind und verkörpern ein Wort Wiesels: »Das Gegenteil von Liebe ist nicht Hass, sondern Gleichgültigkeit. Das Gegenteil von Gleichgültigkeit ist Erinnerung.«

Dürfen wir am Ende sagen: Das Gegenbild von Gleichgültigkeit sind Sühnezeichen?

»Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit.« 2. Tim 1, 7

Christian Staffa und Friedemann Bringt

Paulus, der Autor dieses Verses, schreibt an seinen Täufling Timotheus, der – ebenso wie der Autor selbst – wegen seines Glaubens verfolgt wird. In dieser beängstigenden Lage spricht er ihm Mut zu, denn er ist der festen Überzeugung, dass ihr gemeinsamer Glaube ihnen Mut, Kraft und Liebe verleiht. Paulus' Brief kann aber gleichsam als christliches Testimonial gelten, dass der Glaube an Gott in scheinbar unübersichtlichen und beängstigenden gesellschaftlichen Situationen helfen kann.

Die bundesdeutsche Gesellschaft erscheint heute durch die anhaltende Auseinandersetzung zwischen Flüchtlingsskeptiker*innen, Anhänger*innen der PEgIdA-Bewegung oder Rechtspopulist*innen auf der einen Seite und Unterstützer*innen der Aufnahme von Geflüchteten, Gegner*innen der PEgIdA-Bewegung, Menschen mit größerem Vertrauen in die Lösungsfähigkeiten des demokratischen Systems und seiner Instanzen auf der anderen Seite außerordentlich emotionsgeladen und polarisiert. Vielen Menschen machen die unzähligen ungelösten Konflikt- und Kriegssituationen in der Welt und die dadurch hervorgerufenen Flüchtlingsbewegungen Angst. Die Empörung über die unzulängliche Hilfe für Geflüchtete und Asylsuchende durch die Weltgemeinschaft und die Europäische Union und die unzähligen Menschen, die auf der Flucht über das Mittelmeer ums Leben kamen, ist berechtigt. In vielen Gemeinden unserer Kirchen, unter Priestern, Pfarrer*innen und Ehrenamtlichen gibt es das Bedürfnis, diese Ängste und Polarisierungen der Gesellschaft durch Gesprächsangebote überwinden zu helfen.

Ein solcher Wunsch ist sehr verständlich, ist es doch ein Anliegen der Kirchen, dem gesellschaftlichen Frieden zu dienen. Gesprächsangebote können auch hilfreich und fruchtbar wirken, wenn sie nicht einfach auf Harmonie zielen, sondern dem christlichen Bekenntnis zur Gottebenbildlichkeit jedes Menschen (Gen 1, 27) und damit seiner unveräußerlichen Menschenwürde, kirchlich gesehen vor Gott und den Menschen, grundgesetzlich betrachtet vor dem Gesetz und den Menschen zum Durchbruch verhelfen.

Berechtigt ist ein solches Anliegen dann, wenn es auf Veränderung der mancherorts auch in Kirchgemeinden geäußerten menschenfeindlichen Positionen Einzelner und die Unterstützung derer zielt, die unserer Hilfe und Solidarität bedürfen. Aus dem biblischen Liebesgebot, also dem, was Fremde für Christ*innen bedeuten, folgt nämlich ein unveräußerliches christliches Bekenntnis: Fremde müssen geschützt werden. Es kann daher in solchen Bekenntnisfragen keine schlichte Moderator*innenrolle für Kirchen- und Pfarrgemeinden oder ihre verantwortungstragenden Personen, wie Priester, Pfarrer*innen, Pfarr- und Kirchengemeinderäte oder Kirchenleitende geben. An dieser Stelle sollen einige grundlegende theologische Aspekte in die derzeitige Diskussion um die Aufnahme und Inklusion geflüchteter Menschen bzw. den Umgang der Mehrheitsgesellschaft mit diesen eingebracht werden:

- I Grundsätzlich ist die christliche Botschaft eine egalitäre, die eine Ungleichwertigkeit verschiedener Menschengruppen weder vorsieht noch erlaubt. »Vor Gott sind alle gleich« (Gen 1,27), die Menschenwürde ist unteilbar, das gilt auch in der Bibel. Die Gottesebenbildlichkeit des Menschen als biblische Grundlegung kann ergänzt werden durch die biblische Rückführung aller Menschen auf Adam und Eva. Die Rabbinen sagen hierzu, »damit sich keine*r über den oder die Andere erhebe«. Gleichzeitig ist die biblische Botschaft realistisch bezogen auf die gängige Gewaltförmigkeit menschlicher Gesellschaften und versucht, dem Leben zu dienen, also Streit zu kanalisieren, Gewalt einzudämmen und auch Täterschaften, Fehlverhalten, Sündhaftigkeit zu benennen. Diese Orientierung geht bis zu Jakob und Esau, die dann ganz pragmatisch auseinandergehen, weil sich keine wirklich friedliche Lösung abzeichnet.
- Trotz dieser grundsätzlich klaren biblischen Botschaft wuchs in den europäischen Kirchen die Einsicht, dass Gewalt, Rechtfertigung von Unterdrückung und Ausbeutung, Rassismus und Antisemitismus stets Teil kirchlicher Wirklichkeit waren und noch sind. Deshalb ist es nicht verwunderlich und auch nicht ehrenrührig, menschenfeindliche Einstellungen in den Kirchgemeinden vorzufinden und offen zu adressieren, um sie in einem inneren Kommunikations- und Verständigungsprozess bearbeiten zu können. Da kein Mitglied einer Gemeinde für sich Vollkommenheit beanspruchen kann, ist dieses Gespräch auch eines in Solidarität der sich und Gott Verfehlenden. In diesem Kontext gilt es dann, nicht verharmlosend oder beschwichtigend, den produktiven Charakter des Satzes »simul justus et peccator« 2 zur Geltung zu bringen. Gleichzeitig bedeutet der nüchtern selbstkritische Blick in die Geschichte aber auch, keine Beliebigkeit hervorzubringen sondern Lernprozesse und Annäherungen an das unhintergehbare Bekenntnis der Unversehrtheit der Anderen, sowie die Gleichwertigkeit aller innerhalb und außerhalb der Gemeinde zu ermöglichen. Ohne diese innere Arbeit, ja vielleicht sogar »innere Mission« bleibt christliches Zeugnis nach außen hohl.

- Nach dem Motto »Kirche ist für alle da, aber nicht für alles« (Landesbischof Werner Leich) können Christenmenschen aber keinesfalls neutral bleiben, wo Flüchtlinge pauschal diskreditiert werden und gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit geschürt wird. Wo gegen Andere gehetzt wird, wo Menschen bedroht und die Grundlagen rechtsstaatlicher Demokratie angegriffen werden, dürfen wir Christ*innen uns nicht auf eine scheinbar neutrale Position zurückziehen und den Harmoniebedürfnissen innerhalb christlicher Gemeinden mehr Gewicht beimessen als der Einheit von Gottesliebe und Nächsten- und Fernstenliebe. Ergänzend dazu einige ausgewählte biblische Einträge zu dieser Debatte als Beispiele für eine theologisch zu verantwortende Kommunikationsform und die Bewertung von Vielfalt und Differenz in menschlichen Gesellschaften:³
 - a. »Eure Rede aber sei: Ja, ja; nein, nein. Was darüber ist, das ist vom Übel.« (Mt 5, 37) – Es ist nicht zu verkennen, dass Gott uns Christenmenschen eine klare Orientierung gibt, mit der wir nicht nach Belieben umgehen dürfen. Gott gibt sie uns voller Ernst und Liebe, damit wir ihr auch wenn wir um unser Scheitern wissen – immer wieder neu nachfolgen. Weil es hierbei um existenzielle Werte geht, um Ja und Nein sagen und tun, gibt es auch bindende theologische Vorstellungen von Gericht und Strafandrohung bei Vernachlässigung der Witwen, Waisen und Fremden. b. »Du sollst kein falsches Zeugnis geben wider deinen Nächsten« (Ex 20, 16) – dieses Gebot findet sich in verschiedenen Büchern der Bibel im alten wie im neuen Testament und kann durch diese Prominenz für sich umfassende Geltung beanspruchen. Es bedeutet, dass weder über die einem fernen, noch die einem nahen Menschen Dinge gesagt werden dürfen, die auf Gerüchten basieren. Ebenso wenig dürfen Verfehlungen Einzelner (islamistischer Terrorist) auf eine gesamte Gruppe von Menschen (Muslime) übertragen werden. Darüber hinaus ergibt sich daraus auch die Verantwortung, nicht nur das nicht zu tun, sondern dem und der je anderen in den Arm zu fallen, die es tun und es durch ständige Wiederholung verschärfen und einschleifen.
 - c. »Hier ist nicht jüdisch noch griechisch, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht männlich noch weiblich; denn ihr seid allesamt eins in Christus Jesus« (Gal 3, 28) Dieses wunderbare Bild der Gemeinde steht gegen alle Verächtlichmachung von dem je anderen Geschlecht und von Menschen anderer sexueller Orientierung, anderer Klassen oder anderer ethnischer Zugehörigkeit. Alle sind Teil des Leibes Christi und das ist entscheidend ihre Vielfalt wird nicht einfach aufgehoben, sondern bleibt als gleich werte Differenz präsent. Das schließt alle Hassäußerungen aus. Auch solche, die angeblich aus eigener Verunsicherung herrühren. Das heißt ganz

sicher nicht, dass hier alle Differenz und Konflikthaftigkeit der jeweiligen Beziehungen beendet ist. Es eröffnet aber eine Perspektive auf gemeinsame Entwicklung und Lebensgestaltung in der christlichen Gemeinde. Paulus beschreibt hier eine unbedingte Gleichwertigkeit der jeweiligen genannten Gruppen. Alle drei Beziehungskonstellationen markieren hoch aufgeladene Konfliktfelder und sowohl gesellschaftlich wie gemeindlich umstrittene und immer wieder neu auszuhandelnde Verhältnisbestimmungen. Deshalb ist Paulus die Aussage so wichtig, dass in Christus die Ausgangsbedingungen für diesen Aushandlungsprozess für alle gleich sind oder sein sollen.

Gott liebt die Sünder, nicht die Sünde – zum Umgang mit Rechtspopulist*innen in der Gemeinde⁴

Es ist eine von vielen erlebte Tatsache, dass es in den PEgIdA- und AfD-Kontexten geschulte Redner_innen gibt, die mit unausgesprochenen oder angedeuteten Versatzstücken rassistischer Orientierungen immer neu polarisieren und menschenfeindliche, der Genfer Flüchtlingskonvention, dem Grundgesetz oder den Menschenrechten zuwiderlaufende Positionen in unserer Gesellschaft diskursfähig zu machen versuchen. Oft werden menschenfeindliche Positionen als gleichberechtigte politische oder ethische Meinung zu etablieren versucht. Ihre angebliche Tabuisierung und vermeintliche Blockade durch gesellschaftliche Eliten brandmarken neurechte Akteure gerne als Demokratiedefizit oder Stilmittel einer gleichgeschalteten Medienlandschaft. Ihre bewusst geschürten Ängste vor importierter Islamisierung, Gewalt, Krankheiten oder sonstigen angeblichen Bedrohungen durch »die Fremden« sind Sachargumenten, wie der statistisch belegten Tatsache, dass im Umfeld von Geflüchtetenunterkünften keine Erhöhung von Kriminalität zu befürchten ist, nicht zugänglich. Vielmehr suchen die eigentlichen Spalter*innen der demokratischen Grundordnung als Opfer dunkler Mächte zu erscheinen. Gegenargumente werden zu Belegen der Verschwörung der »Eliten«.

Solche Argumentationsmechanismen und das Spiel mit den Ängsten der Menschen sind in öffentlichen Veranstaltungen kaum zu durchbrechen. Das Ergebnis von (Streit-)Gesprächen zwischen vehementen Befürworter*n und Gegner*n einer Willkommenskultur ist für die unentschiedenen, auf Informationszuwachs für die eigene Meinungsbildung hoffenden Gemeindemitglieder wenig erhellend.

Gleichwohl ist es aber sinnvoll, echte Fragen innerhalb der Gemeinde, Verunsicherungen oder auch Abwehr aufzunehmen und in den bestehenden klein-

teiligen Formaten kirchlichen Gemeindelebens, im Bibelkreis, der Jungen Gemeinde, dem Posaunen- oder Kirchenchor, dem Gottesdienstnachgespräch, im seelsorgerlichen Gespräch oder der Beichte, etc. aufzunehmen. Hier gilt es dann auch Argumenten oder auch nur Sätzen zuzuhören, die zunächst mit christlichem Bekenntnis nichts zu tun haben. Deshalb ist es wichtig, zwischen verschiedenen Gesprächskontexten zu unterscheiden:

- a. öffentlicher Kontext über die Kerngemeinde hinaus, z.B. öffentliche Diskussions- oder Wahlinformationsveranstaltungen: Manche Gemeinde fühlt sich dazu berufen, der Kirchen- oder Bürgergemeinde einen Diskussionsraum zur Verfügung zu stellen, um sich ernsthaft auseinander zu setzen. Hierbei ist zu beachten, dass Kirche kein wertfreier Raum ist. Ihr Wirken gründet oder sollte gründen auf den Weisungen der heiligen Schrift, in der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, der Einsatz für die Schwachen und Unterdrückten dem Willen Gottes entsprechen. Politischer Einsatz, der diesen Idealen krass zuwiderläuft, ist ebenso eine sündhafte Abweichung vom Willen Gottes wie Diebstahl oder Mord, die es zu adressieren und ggf. offensiv zurückzuweisen gilt.
- b. gemeindebezogener Kontext innerhalb der Kerngemeinde, z.B. Kirchenchor, Gemeindegruppenarbeit, Pfarr- und Kirchgemeinderat: Wir sollten uns darüber im Klaren sein, dass innerhalb unserer Gemeinden, wie im Durchschnitt der Gesamtbevölkerung auch, AfD- oder PEgIdA-Anhänger*innen anzutreffen sind, die rechtspopulistischen Positionen vielleicht nicht in allen Punkten zustimmen, aber doch einzelne von deren Positionen zur Familienpolitik, der Rollenverteilung zwischen Frau und Mann, Fremdenfeindlichkeit, Demokratieverdrossenheit oder Medienschelte unterstützen. Es gilt demnach, genau hinzuhören: Nicht jede Kritik an der konkreten Ausgestaltung des Asylsystems entspringt rassistischen Motiven. Wer aber mit homophoben, fremdenfeindlichen oder rassistischen Äußerungen auftritt, stellt sich außerhalb christlicher Lehre egal ob dies in einem rechtsextremen oder rechtspopulistischen Kontext oder auch nur im zwischenmenschlichen Gespräch geschieht.
- c. seelsorgerlicher Kontext und Einzelgespräche, z.B. Taufgespräch, Beichte, etc.: Pfarrer*innen meinen zu recht, dass Protagonist_innen asylfeindlicher Gruppen, die sich als Christ*innen verstehen, das Recht bzw. Seelsorger_innen die Pflicht haben, mit der jeweils anderen Position und Person ins Gespräch zu kommen. Hierfür sind neben Einzelgesprächen auch gut moderierte Gruppengespräche im kleinen Kreis vorstellbar. Diese sollten allerdings gut moderiert werden und allen Positionen ausreichend Raum geben. Hierbei gilt es, die Blickrichtung und Themensetzung zu weiten: Es sollte insbesondere in den Blick genommen werden, in welchen Situationen sich

geflüchtete Menschen befinden: traumatisiert, in fremder Umgebung fern der erworbenen Sicherheiten mit Fähigkeiten und Ressourcen, die zu wenig wahrgenommen werden. Darüber hinaus sollte bedacht werden, dass sich immer mehr in der Flüchtlingshilfe aktive Menschen massiven Auseinandersetzungen und Angriffen in Familien- und Freundeskreisen ausgesetzt sehen. Das bedeutet für viele wirkliche Seelennöte und Verunsicherungen, die seelsorgerlich aufgefangen werden müssen. Zudem macht es auch einen Unterschied, ob jemand Seelsorge zu benötigen signalisiert, oder ob Pfarrer*innen von sich aus das Bedürfnis verspüren, offensiv seelsorgerlich auf Menschen zuzugehen. Es ist wichtig, diese Ebenen der Gespräche zu unterscheiden, weil sie je unterschiedliche Zugänge, Handlungsformen und Verabredungen benötigen.

Wir sind als Christ*innen und Kirche dazu aufgerufen, die Botschaft des Evangeliums in unserem Leben wirksam werden zu lassen. Wenn wir mit betroffenen Personen das persönliche Gespräch suchen, sollte es darum gehen, Anknüpfungspunkte und Resonanzfelder für die biblische Botschaft der Nächstenliebe zu finden, die jedem Menschen gilt, ungeachtet seiner Herkunft. Zugleich muss deutlich werden, dass eine Ideologie der Ungleichwertigkeit in keiner Weise mit dem Evangelium zu vereinbaren ist.

¹ Vgl. Rat der EKD (2007): Aus Gottes Frieden leben – für gerechten Frieden sorgen. Eine Denkschrift des Rates der EKD, Gütersloh, S. 124: vgl. auch JOHANNES PP. XXIII. (2013): Enzyklika PACEM IN TERRIS; Im Internet unter: http://w2.vatican.va/content/john-xxiii/de/encyclicals/documents/hf_j-xxiii_enc_11041963_pacem.html [zuletzt aufgerufen: 8. 8. 2016]

² Der Ausspruch »simul justus et peccator« (zugleich Gerechte*r und Sünder*in) ist eine Formulierung aus der Rechtfertigungslehre des Reformators Martin Luther. Der Gedanke entstammt einer Vorlesung zum Römerbrief an der Universität Wittenberg aus dem Jahr 1514/15, in der Luther erklärte, dass Heilige in ihrer eigenen Einschätzung immer Sünder seien und deshalb in Gottes Einschätzung gerechtfertigt würden. Heuchler hingegen seien in ihrer eigenen Einschätzung immer Gerechte, weshalb sie in Gottes Einschätzung immer sündig seien. Luther zog daraus den Schluss, dass beide für Gott Gerechte und Sünder zugleich seien.

³ Nachstehende Bibelstellen und –auslegungen entstanden unter Verwendung von: Lindemann/ Scheidler et.al. (2016): Neutral bleiben – keine Option für Christen. Offener Brief von Theologen und Theologinnen der TU Dresden der EHS Dresden und der EH Moritzburg an die Pfarrer und Pfarrerinnen, an die hauptberuflich im kirchlichen Dienst Tätigen und an alle, die Veranstaltungen zu aktuellen Themen in kirchlichen Räumen verantworten, im Bereich der Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens und des Bistums Dresden-Meißen; Im Internet unter: http://bagkr.de/2016/02/29/ neutral-bleiben-keine-option-fuer-christen [zuletzt aufgerufen: 8.8.2016]

⁴ Die Überschrift und Textstellen in diesem Abschnitt entstammen: Ökumenische Arbeitsgemeinschaft Kirche für Demokratie und Menschenrechte (2016): Nächstenliebe leben. Klarheit zeigen. Handreichung für Gemeinden zum Umgang mit Rechtsradikalität und Fremdenfeindlichkeit, S. 137 ff., auf die wir an dieser Stelle gerne verweisen und deren Lektüre wir empfehlen.

Die Rechtsausleger

Andreas Püttmann

Zu meinen prägenden Kindheitserlebnissen in einer grundkatholischen Familie gehören Tante Marias Erzählungen vom bösen Feind ihrer Jugend schlechthin: den »Nazzis«. Katholisch und sozialistisch, das passte nicht. Aber katholisch und »rechts« – nationalistisch, geschichtsrevisionistisch, autoritär, reaktionär –, das sprengte die Vorstellungskraft. Das katholische Milieu schien klare Leitplanken zu haben, die vor Ausreißern nach rechts und links schützten. Es gehörte geradezu zu unserem konfessionellen Stolz, die christliche Anfälligkeit für die politischen Irrungen und Wirrungen der Deutschen im 20. Jahrhundert dem Protestantismus zuschreiben zu können: Von den kaisertreu-nationalistischen Imperialismuspredigern über die »Deutschen Christen« bis hin zur DDR-»Kirche im Sozialismus« und linken Politpastoren im Westen mit ihrer ökopazifistischen Agenda – jede Zuckung des Zeitgeistes mitgemacht! Anpassung in der Diktatur, »Widerstand« in der Demokratie.

Indes wir Katholiken mit gut geeichtem Kompass unsere gerade politische Spur zogen: als tragende Säule der Weimarer Republik, weit unterdurchschnittlich NSDAP wählend, ab 1949 die »eigentlichen Entdecker der Bundesrepublik als einer neuen politischen Heimat« (Gerhard Schmidtchen), sozialismusresistent in der DDR, dort 1990 weit überproportional in Mandate und Ämter gewählt, die deutsche Einheit als Fünfprozentminderheit kraftvoll mitgestaltend. Angesichts dieser respektablen Geschichte konnte man übersehen, dass der Katholizismus anderer Länder – etwa in Portugal, Spanien, Kroatien und der Slowakei – keineswegs immer auf der Seite der Freiheit gestanden hatte. Die kirchliche Bejahung von Menschenrechten, Demokratie und Religionsfreiheit wurde nach einem mühsamen Prozess der Überwindung päpstlicher Doktrinen des 19. Jahrhunderts – »Keine Freiheit für den Irrtum!« – erst im Zweiten Vatikanischen Konzil besiegelt.

Den Anfang vom Ende meiner Naivität markierte eine Begegnung beim Kongress »Freude am Glauben« des von meinem Vater mitgegründeten Forums Deutscher Katholiken. Ein etwa 30-jähriger Mann sprach mich an: »Guter Vortrag! Nur sollten Sie von Hitler nicht so schlecht sprechen.« Ein »Nazzi« hatte sich hierher verirrt! Was hatte ihn angezogen? Wie konnte er annehmen, hier richtig zu sein und so offen reden zu können? Nun fiel mir auch meine Jugendfreundin von »gut katholischem« Adel wieder ein, die einst eine Lanze für die als rechtsextrem eingestufte »Wiking-Jugend« gebrochen hatte.

Irritierend auch, dass der katholische CDU-Bundestagsabgeordnete Martin Hohmann 2003 in einer Rede forderte: »Unser Leitspruch sei: Gerechtigkeit für Deutschland, Gerechtigkeit für Deutsche«, um dann darüber zu fachsimpeln, »dass an der Wiege des Kommunismus und Sozialismus jüdische Denker standen«. »Mit einiger Berechtigung« könne man im Hinblick auf die Millionen Toten der bolschewistischen Revolution ebenso »nach der ›Täterschaft‹ der Juden fragen«, wie dies gegenüber den Deutschen als »Tätervolk« geschehe.

Etliche meiner konservativen Freunde verteidigten Hohmann. Politikprofessor Konrad Löw, Kuratoriumsmitglied des Forums Deutscher Katholiken, scheute sich in einem Aufsatz über »Deutsche Identität in Verfassung und Geschichte« nicht, jüdische KZ-Häftlinge, die Dienst in der Gaskammer taten, in die Kategorie von Hitlers Helfern »bei der Umsetzung seiner Endlösungspläne« einzureihen.

Andere Weggefährten wie der Sozialethiker Wolfgang Ockenfels, der Journalist Jürgen Liminski und die Schirmherrin des Kongresses »Freude am Glauben«, Johanna Gräfin von Westphalen, schrieben oder warben für die Wochenzeitung »Junge Freiheit«, das Leitmedium der »Neuen Rechten«, dem Sozialwissenschaftler eine »Scharnierfunktion« zwischen Konservativismus und Rechtsextremismus attestieren. Als 2012 der Augsburger Bischof Zdarsa seinem Priester Oblinger die Mitarbeit in dem Rechtsaußenblatt untersagte, empörten sich namhafte konservative Katholiken bis hin zu Robert Spaemann über den »Maulkorb« für Priester, die dem Lehramt treu sind (Gabriele Kuby). Spätestens jetzt wurde mir klar, dass es beachtliche Ausfransungen des Katholischen ins rechtsnationale Spektrum gab.

AfD- und Pegida-Sympathien unter betont Rechtgläubigen überraschen insofern nicht. Sie haben eine Vorgeschichte. Übrigens äußern sie sich eher indirekt als offen solidarisch: Matthias Matussek bescheinigte jenen, die beim »rituellen Treten« gegen die Dresdner Demonstranten mitmachten, »die Gesinnung von HJ-Pöbeln«. »Familienschutz«-Aktivistin Hedwig von Beverfoerde tadelte die bischöfliche Pegida-Kritik als Anbiederung »an der falschen Stelle«. Alexander Kissler zog »die demokratische Reife« von Politikern wie Wolfgang Bosbach in Zweifel – statt die von hybriden Parteienverächtern, welche sich mit »dem Volk« verwechseln. Bei »Dügida« marschierte und agitierte gar ein Priester klerikal gewandet mit.

Die hier skizzierten rechten Affinitäten verkehren die katholische wie die evangelische Normalität ins Gegenteil. Kirchennahe Christen waren unter den Wählern links- wie rechtsradikaler Parteien in der Bundesrepublik stets deutlich unterrepräsentiert. An ihnen als Wählern scheiterte etwa der Einzug der NPD in die Landtage von Sachsen und Sachsen-Anhalt. Fremdenfeindliche

und sozialdarwinistische Einstellungen finden sich bei Kirchennahen seltener. Kein Wunder, denn ihre Bereitschaft, Notleidenden zu helfen und mit Menschen anderer Religion, Herkunft oder Hautfarbe in Nachbarschaft zu leben, liegt über dem Durchschnitt. Für Christen ist der »Nächste« nicht der Volksgenosse. Die AfD, bevorzugte Partei der Pegida-Marschierer, wird trotz evangelikaler Spitzenleute von Christen unterdurchschnittlich gewählt.

Dass Pegida den größten Zulauf in Ostdeutschland hat, einer der areligiösesten Zonen Europas, passt dazu, auch wenn es nicht der einzige Erklärungsfaktor ist. Dresdens Bischof Heiner Koch sieht in der Bewegung einen »tiefen Ausdruck seelischer und religiöser Leere«. Umso erstaunlicher, dass sich ausgerechnet in Internetforen und sozialen Netzwerken der selbstgefühlten christlichen Bekennerelite AfD-Sympathisanten und Pegida-Versteher tummeln. Wie geraten anscheinend glaubensstarke, nicht »verweltlichte« Katholiken mit unzweifelhafter Kirchenbindung in solche Gesellschaft?

Zur Erklärung kann »Evangelii gaudium« beitragen. Hier geißelt der Papst eine »spirituelle Weltlichkeit«: Mit ihrer typischerweise »ostentativen Pflege der Liturgie, der Lehre und des Ansehens der Kirche« sei sie »viel verheerender als jede andere bloß moralische Weltlichkeit«. Sie suche »eine vermeintliche doktrinelle oder disziplinarische Sicherheit, die Anlass gibt zu einem narzisstischen und autoritären Elitebewusstsein, wo man, anstatt die anderen zu evangelisieren, sie analysiert und bewertet und ... die Energien im Kontrollieren verbraucht«. So verwandele sich »das Leben der Kirche in ein Museumsstück oder in ein Eigentum einiger weniger«, die lieber »Generäle von geschlagenen Heeren sein« wollten, als »sich wirklich auf die Suche nach den Fernstehenden« zu machen. »Da ist kein Eifer mehr für das Evangelium, sondern der unechte Genuss einer egozentrischen Selbstgefälligkeit.« Wer in diese Weltlichkeit gefallen sei, »weist die Prophetie der Brüder ab, bringt den, der ihn infrage stellt, in Misskredit, hebt ständig die Fehler der anderen hervor und ist besessen vom Anschein. Er hat den Bezugspunkt des Herzens verkrümmt auf den geschlossenen Horizont seiner Immanenz und seiner Interessen.«

Ja, es gibt einen verweltlichten, politisierten Glauben nicht nur linker, sondern auch rechter Provenienz. Was Ersteren ihr christlicher Antikapitalismus, ihre marxistische Befreiungstheologie oder ihr Ökopazifismus war, ist Letzteren ihr ideologischer, unbiblischer Kult um die Familie, das Vaterland und die äußere Gestalt der Kirche. Deren makellosem Prestige ordnet mancher Apologet die Rechte, ja sogar – siehe Missbrauchsvertuschung – die Unversehrtheit von Individuen unter. Ein hervorstechendes Merkmal der Kirchenmachiavellisten ist der Mangel an Empathie, soweit es sich nicht um ungeborene Kinder handelt.

Zu den meistgelesenen, durchweg zustimmend kommentierten Kath.net-Nachrichten im Oktober gehörte eine Warnung von Weihbischof Schneider aus Kasachstan: Durch »antichristliche Medien« und die theologisch liberale »Kollaboration mit neuheidnischen Ideen« wachse in der Kirche der Einfluss einer »menschenzentrierten Agenda«. Sie wirke verderblich auf Liturgie und Sexualmoral. Entlang der Konfliktlinie »anthropozentrisch – christozentrisch« werde es zur Kirchenspaltung kommen.

Dieser Scheingegensatz verkennt, dass die Menschenrechte, von der Kirche einst bekämpft, aber jetzt gern als Früchte des Evangeliums verteidigt, sich einem Zusammenwirken christlich-liberaler mit säkularen Kräften verdanken. Dresdens Bischof Joachim Reinelt nannte 1991 die Menschenwürde-Zentrierung des Grundgesetzes in Artikel 1 »verwirklichten Glauben«. Der Geist weht nicht nur durch »Lehramtstreue«, die sich vor Gottes Majestät verneigen, sondern auch durch jene, die im biblischen Wissen um die »Menschenmajestät« (Jan Ross) eine »menschenzentrierte Agenda« verfolgen.

Ein Schöpfer, der uns nach seinem Abbild »nur wenig geringer als Gott« (Ps 8) machte; der in Christus selbst Mensch wurde und sich am Kreuz für die Menschen hingab; der unsere den geringsten Brüdern erwiesene Liebe als Dienst an sich selbst qualifiziert (Mt 25), dieser Gott hat eine so anthropozentrische Agenda, dass wir ihn darin kaum übertreffen, geschweige denn missachten könnten. Das Gottes- und Menschenbild der Claqueure des kasachischen Klerikers könnte näher beim islamischen liegen, als es ihnen und ihren Pegida-Freunden lieb sein kann.

Michael Klonovsky prognostizierte jüngst im Magazin »eigentümlich frei«: »Es wird in den nächsten Jahren eine Spaltung dieses Landes in zwei Lager stattfinden, wie sie in den USA bereits weitgehend vollzogen ist. Die Bruchlinien sind mit Namen wie Sarrazin, Pirincci, AfD und Pegida markiert, desgleichen gehören die Petitionsbetreiber gegen die Schulsexualisierung in bald vielen Bundesländern dazu, vielleicht auch die Maskulinisten, ein paar HoGeSa-Leute (Hooligans gegen Salafisten) und die Handvoll deutsche Libertäre. Es wird eine Bürgerbewegung werden, die sich die amerikanische Tea Party zum Vorbild nehmen dürfte« und die es satt habe, »für das humanitaristische Theater (zu) blechen«, welches die »Lautsprecher des Zeitgeistes« inszenierten: »Die Fronten müssen völlig neu gezogen werden.«

Was hier aufhorchen lässt, ist der martialische Ton, der Überdruss, die Verachtung unserer politischen Kultur. Was der konfessionslose Klonovsky »humanitaristisches Theater« schimpft, könnte mit unserer christlichen Prägung zu tun haben. Ein entchristlichter Konservativismus ist zu fürchten. Ihm fehlt es

an Solidarität mit den Fremden, Gestrauchelten, irgendwie Andersartigen, die als Störer wahrgenommen werden. Er will seine Interessen und Ordnungsmuster durchsetzen und das Individuum, in welchem er nicht das Bild Gottes zu erblicken vermag, einem möglichst homogenen Kollektiv unterordnen – in der Regel dem auf »gesunden Familien« aufbauenden Volk deutscher Nation.

Ex-Bundesverfassungsrichter Paul Kirchhof nannte die christliche Imago-Dei-Lehre den »fundamentalsten Freiheits- und Gleichheitssatz der Weltgeschichte«. Stimmt das, dann drohen mit dem Abbruch des christlichen Fundaments Freiheits- und Gleichheitseinbußen, die über Akzentverschiebungen beim Menschenbild vermittelt sind. Mit dem C schwindet in den sogenannten bürgerlichen Milieus Maß und Mitte.

Ja, »die Fronten müssen völlig neu gezogen werden«, auch im Kirchenmilieu. Das Aufkommen einer nationalistischen Rechten im parlamentarischen und außerparlamentarischen Raum sowie einer kulturkämpferisch-aggressiven, faschistoiden Hegemonialmacht am Ostrand Europas stellt (wie schon der Pontifikatswechsel und »Limburg«) einen Lackmustest für den konservativen Katholizismus in Deutschland dar. So schieden sich in einem Zeitraum von nicht einmal zwei Jahren die Geister: in eine moderat-konservative und eine radikalrechtskonservative Strömung, in der vorkonziliare Denkmuster aufscheinen.

Sie stehen ideologisch nah bei der russischen Orthodoxie und erinnern teilweise an die »konservative Revolution« der Weimarer Zeit: völkisch, nationalistisch, antiliberal-ordnungsfixiert, parteien- und medienverdrossen, antiwestlich (speziell anti-amerikanisch), von Ressentiments gegen Normabweichler und von Untergangsfantasien erfüllt, eine »Identität« von Religion, Kultur und Nation, Regierung und Volk erstrebend.

Was fromm engagiert daherkommt und gegen keine geschriebene Regel der Kirche zu verstoßen scheint, muss dennoch nicht geistlich inspiriert sein. Inhaltlich mag eine narzisstische Kirchlichkeit sich noch so sehr als rechtgläubig ausweisen – entlarvend ist neben ihren eigenartigen Allianzen ihr Habitus: selbstreferenziell, selbstgerecht, selbstmitleidig, denunziatorisch, unbarmherzig und unversöhnlich bis zur Rachlust. Mit dem Evangelium hat dies ebenso wenig zu tun wie das ideologische Gebräu der politischen Rechten. Und so findet sich nun mancher kirchlich Konservative an der Seite von Liberalen und Linken wieder und manch anderer in Gesellschaft jener, deren Wertetrias nicht »Glaube, Liebe, Hoffnung«, sondern »travail, famille, patrie« zu sein scheint.

Zuerst erschienen in: Die ZEIT, Christ & Welt, 06/2015, 05.02.2015, S. 4.

Ein starkes Zeichen

Dagmar Mensink

Dass der Ausschluss der AfD von den Podien des Katholikentags die Schlagzeile des 100. Deutschen Katholikentags werden würde, hätten die Veranstalter nie gedacht. Hinter der Entscheidung steckte keine ausgeklügelte Strategie, es gab keinen Masterplan. Es war vielmehr die Reaktion auf die Haltung der AfD in der Flüchtlingsfrage. »Als wir die Entscheidung vor ein paar Monaten getroffen haben, waren Hunderttausende katholische Männer und Frauen in Deutschland in der Flüchtlingsarbeit engagiert. Von der AfD, insbesondere von Frau Petry, hörte man gleichzeitig drastische Aussagen über Asylbewerber und Flüchtlinge, ich sage nur: Schießbefehl. Solchen Sätzen wollten wir kein Podium bieten, wir wollten der AfD nicht noch helfen, solche Thesen zu vertreten.«, so Thomas Sternberg, der Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken. Für das klare Nein zu einer Partei, die sich mit islam- und fremdenfeindlichem Programm profiliert und deren Führungspersonal nicht einmal vor dem tiefen Griff in die Kiste antisemitischer Stereotype zurückschreckt, gab es von den Mitgliedern des ZdK viel Beifall, aber auch kritische Anfragen zum Ausschluss beim Katholikentag. Der Journalist Daniel Deckers warf dem Zentralkomitee in scharfer Form Feigheit vor dem Feind vor. Die Verweigerung des Dialogs könne man auch als Selbstaufgabe des Gremiums werten: »Es fehlt der Glaube daran, die AfD-Propaganda als das entlarven zu können, was sie ist: Propaganda, oft gepaart mit Unkenntnis der rechtlichen und politischen Verhältnisse.«2

Zeigten sich die Katholiken in Leipzig wirklich erbärmlich als Biedermeier, die vor dem notwendigen Streit kneifen und lieber selbstgefällig unter sich bleiben? Haben die Veranstalter mit ihrem Nein gar unfreiwillig der AfD Auftrieb gegeben, wie Alexander Gauland im Skype-Gespräch mit Thomas Sternberg in Christ & Welt frohlockte, um verächtlich hinzuzufügen: »So einen simplen Fehler hätte ich dem Katholikentag nicht zugetraut.«?

Dialog setzt voraus, dass alle Beteiligten gewillt sind zu argumentieren, sich mit anderen Positionen ernsthaft auseinanderzusetzen. Das war (und ist) von der Spitze der AfD nicht zu erwarten. Umgekehrt muss man auch sagen: Die Verantwortlichen des Katholikentags waren ebenso wenig bereit, den menschenverachtenden Positionen der AfD ein Forum zu bieten.

Wenn man einen Dialog in einem bestimmten Rahmen nicht führen kann oder will, sollte man dazu auch stehen. Und ein Tribunal der AfD-Positionen hätte nur der Stilisierung der AfD als Opfer des Establishments neue Nahrung

gegeben. Insofern war die Entscheidung der ZdK-Spitze, für den Katholikentag in Leipzig klar die Grenze des Verhandelbaren zu markieren, ein ehrliches, ein starkes Zeichen. In die nichtkirchliche Öffentlichkeit hinein und in die Reihen der Kirchen selber.

Doch es ist ein Zeichen, für das sich niemand auf die Schulter klopfen kann. Denn die Auseinandersetzung muss geführt werden.

Dabei stehen nicht einfach »wir« christliche Demokraten gegen Rechtspopulisten der AfD. Abgesehen davon, dass diese Vorstellung nur eine andere Variante des Schwarz-Weiß-Denkens wäre, die noch dazu durchsichtig der Selbstaufwertung dient, stimmt es auch empirisch nicht. Liane Bednarz und Andreas Püttmann zeigen in einer Untersuchung für die Konrad-Adenauer-Stiftung, dass es auch in den konservativen Milieus der beiden großen Kirchen antiwestliche Dekadenzkritik und Kontakte zur Neuen Rechten gibt. Die Verdunkelung des Kölner Doms beispielsweise habe ein »starkes, international beachtetes Zeichen« gegen den Rechtspopulismus gesetzt, aber zugleich »eine Protestwelle bis in 'gut bürgerliche' kirchennahe Kölner Kreise hinein« ausgelöst. ³

Zwar haben Christen laut Sonntagsfrage von Allensbach vom Juni offenbar deutlich größere Distanz zur AfD als Religionslose, doch »Entheimatungsängste« (Wolfgang Thierse), die empfänglich machen für die Botschaften der AfD, gibt es nachweislich auch unter Christen. Hier lässt die »Sonntagsfrage« von Allensbach aus dem Juni 2016 aufhorchen. Damals wäre die AfD deutschlandweit auf 12 Prozent der Zweitstimmen gekommen. Schaut man bei den Befragten, die bekundeten, AfD wählen zu wollen, auf Konfession und auf Kirchennähe, so zeigt sich der bemerkenswerte Umstand, dass kirchennahe Protestanten stärker AfD-affin sind als kirchenferne (9 zu 4 Prozent), während es bei Katholiken genau umgekehrt ist (8 zu 12 Prozent), gegenüber 18 Prozent bei den Religionslosen. Beruhigen dürfen die Zahlen nicht. Das klare Nein des Katholikentags war auch ein Signal an diejenigen in den Kirchen, die sich einer klaren Absage an die AfD enthalten, »weil doch auch gute Christen darunter sind«.

Die Kritik von Daniel Deckers zielte noch auf einen anderen Punkt, für den der Umgang mit der AfD nur ein Exempel ist. Findet auf Kirchen- und Katholikentagen eigentlich noch ein echtes Ringen um Positionen statt, bilden Christ_innen hier im Diskurs ihre Meinung (neu)? Oder wollen die Teilnehmenden vor allem gut unterhalten werden, was den Verantwortlichen durchaus recht ist, weil es klare Positionierungen erspart?

Selbst wenn man ein Interesse an ernsthafter Debatte annimmt, bleibt die

Frage, wie denn unter den gegebenen Umständen, etwa beim nächsten Kirchentag wenige Monate vor der Bundestagswahl, eine Auseinandersetzung mit Spitzenvertreter_innen der AfD aussehen könnte, die sich nicht in einem inszenierten Schlagabtausch erschöpft. Welche Formate eignen sich, dass nicht nur gegeneinander imprägnierte Überzeugungen aufeinander treffen und am Ende alle im guten Gefühl des Rechthabens auseinander gehen?

Jetzt ist Zeit, dafür Phantasie zu entwickeln. Es wird nicht reichen, in der Vorbereitung nur Tableaus von Podien mit AfD-Beteiligung zu bestimmen und den »Rest« der Moderation zu überlassen. Es braucht den entschiedenen Willen und geeignete Strategien für eine politische Gegnerschaft, die die einfachen Antworten, Schuldzuweisungen und Diffamierungen der AfD wirksam entzaubert. Und dabei muss ganz klar sein: Die Fragen, auf die die Partei die falschen Antworten gibt, werden nicht einfach verschwinden. Am Ende wird die Auseinandersetzung mit der AfD auch ein Urteil darüber fällen, wie überzeugend unsere Antworten als Christen auf die Sorgen und Unsicherheiten einer zunehmend aus den Fugen geratenen Welt noch sind.

I http://www.christundwelt.de/detail/artikel/gehoert-die-afd-auf-den-katholikentag

² Frankfurter Allgemeine Woche vom 27.5.2016, S. 25.

³ Unheilige Allianzen. Radikalisierungstendenzen am rechten Rand der Kirchen. Monitor Religion und Politik der KAS vom 17.6.2015.

Zum Verlernen (8)

»Im Unterricht lernten wir:..«

Helmut Ruppel und Ingrid Schmidt

Abiturprüfung

Abiturprüfung 2016 in Religion. Der Kollege, der prüft, wird mit dem Schuljahresende in den Ruhestand gehen, er hat redlich drei Jahrzehnte den Karren an diesem wohlgeführten Gymnasium gezogen. Nun geht es ein letztes Mal über die Streitflächen der vergangenen Jahrzehnte: Befreiungstheologie, Boff und Papst. Israel und Palästina, Jesus und das »Gesetz«, Der arme Galiläer und die Schrift-Gelehrten, Luther und die Bauern, Kirche und NS, Dietrich Bonhoeffer – das ganze Programm eben. Und er war allzeit vorneweg. So auch die Prüfung. Manchmal stockt die Protokollantin beim Notieren: Der Menschensohn ist alleiniger Herr über den Schabbat? Die starrsinnigen Pharisäer? Ist Jesus nicht der Mann, mit dem alles neu wird? Jüdische Tragik: Aus Leidenden werden Herrenmenschen.

Ist es mit der Thora nicht für immer vorbei?

Die Prüfungen sind aktuell, modern zugespitzt, laufen wie am Schnürchen – mit gutem Gewissen sehr gute Noten. Israel ist überall habituell unterlegen, scheint aus der Schoa nichts gelernt zu haben, der Name des Ministerpräsidenten bleibt ungenannt, doch alle wissen... Nichts ist hilfreicher als ein klares Feindbild und ein Strauß scharfer Amos-Zitate... »Pharisäer? Wir alle sind Pharisäer!«, gut – dennoch: Einige etwas mehr...

Abitur 2016 – wie ist das mit dem täglichen Unterricht, wenn er sich dem Neuen Testament zuwendet? Man kann auch bei der Befreiungstheologie, die man vor 35 Jahren mit heißem Bemühen gelernt und sogar erstritten hat im Kampf mit den pharisäischen Hauseigentümern, man kann da auch stehen geblieben sein, denn die Feindbilder funktionieren verlässlich und bestärkend.

Orientierungen und Analysen

Bei der **Vermittlung deutsch-jüdischer Geschichte** geht es »auch um den Abbau von Vorurteilen sowie den Kampf gegen Fremdenfeindlichkeit und Antisemitismus«, notierten 2011 die Herausgeber einer »Orientierungshilfe für Schule und Erwachsenenbildung« (1. Auflage 2003!) und beanstandeten im Schulbereich »nach wie vor ein bedauerliches Defizit«¹.

Fünf Jahre später, im Juni 2016, luden etliche Initiativen ² zu einer Podiumsdiskussion mit ExpertInnen aus Bildungspolitik und Schulbuchforschung in Berlin ein: »Pädagogik des Ressentiments. Das Israelbild in deutschen Schulbüchern«. Der interessierten Öffentlichkeit wurde eine gleichlautende Publikation vorgestellt. ³ Die Lektüre dieser Broschur ergibt – auch unter Berücksichtigung der Langlebigkeit von Schulbüchern – einen beunruhigenden Befund. Offensichtlich sind noch immer »Verkürzungen, Verzerrungen und offene Falschaussagen in Bezug auf Israel und den israelisch-arabischen Konflikt, wie sie sich übrigens auch in Schulbüchern zum Islam feststellen lassen.«⁴

Die VerfasserInnen »begutachteten« 12 Schulbücher aus den renommierten Schulbuch-Verlagen Cornelsen, Klett und Westermann. Detailliert und kenntnisreich werden Ausblendungen historischer Zusammenhänge, einseitige Schuldzuweisungen, Fehler und Verzerrungen in der Darstellung dokumentiert. Ein Fazit unter vielen: »Je mehr Platz der Nahostkonflikt in den Büchern einnimmt, desto mehr Fehler, Verzerrungen und Verurteilungen finden sich. « 5 Aus der Fülle der Beobachtungen ist gewiss nicht nur für Israelreisende auch dies bemerkenswert: »Die israelische Zivilgesellschaft wird in den Büchern nahezu komplett ausgeblendet. Israelis sind dort zumeist Siedler, ultraorthodoxe Juden oder Soldaten. ... « 6

Im Blick auf Schulbuchtexte zum Arabisch-Israelischen Konflikt legen die Verfasserinnen Cordula Behrens und Kirsten Tenhafen eine kritische Analyse des Lesebuchs »LolliPop« des Cornelsen-Verlags für den Deutschunterricht in den Jahrgangsstufen 3 und 4 vor. Nach kritischen Hinweisen auf die Ausgabe 2008 gab es 2014 eine Neuauflage von »LolliPop«, die SPME-Schulbuchgruppe analysierte die überarbeiteten Texte – und kam wiederum zu einer wenig ermutigenden Bilanz: »... Die in den Texten zutage liegende verzerrte Darstellung Israels bietet damit einen fruchtbaren Boden für das israel- und judenfeindliche Bild vieler muslimischer und nicht-muslimischer Kinder und Jugendlicher hierzulande. ...«⁷

Zum Durchatmen: Im Anschluss an diese Analyse wird von den beiden Autorinnen »eine Unterrichtserfahrung mit dem Buch ›Das Tier in der Nacht‹ von Uri Orlev« berichtet, die mit einem Brief der Kinder aus der 5. Klasse an den Autor endet: »Wir hoffen aber, auch wenn wir gern Krieg spielen, dass es bald keinen Krieg mehr auf der Erde gibt. ...«⁸

Zum Verlernen: Die schmale, inhaltlich kompakte Broschur (33 S.) endet ungewöhnlich mit einer Aufgabe für die Leserinnen und Leser – eine »zu analysierende Schulbuchseite«:

Abgebildet ist ein Kapitel aus »Geschichte und Geschehen« ° zum Konfliktherd »Naher Osten«. Drei Materialien werden den SchülerInnen vorgelegt:

M 4: Zwei Abbildungen: Terror und Gegenterror: Opfer und Helfer nach einem Selbstmordattentat auf die Besucher einer Diskothek in Tel Aviv, 2001 / israelische Soldaten schießen auf arabische Jugendliche, 2002

M 5: Ich schäme mich (dass ich noch am Leben bin und es mir nicht gelungen ist, Dutzende Juden in den Tod zu reißen): Ein 16jähriger gescheiterter Selbstmordattentäter erklärt ausführlich einem Reporter. ...

M 6: Abb. Sperranlage zwischen Israel und dem Westjordanland: Kommentare eines Israelis und eines Palästinensers ...

Diese Aufgabenseite trägt den energischen Titel: Freiheit im Denken heißt nicht Multiperspektivität

»Hier interessiert uns Ihre Meinung«, schreiben die HerausgeberInnen von ›Pädagogik des Ressentiments›, »ist die hier angebotene Darstellung des Konflikts sachgerecht und trägt die Aufgabenstellung zur Aufklärung der Schülerinnen und Schüler bei? Ihre Anregungen möchten wir für die nächste Auflage der Broschüre berücksichtigen.«

Heute lenkten wir den Blick auf den alltäglichen Unterricht, in dem gelernt und verlernt wird. Wer tiefer einsteigen will, greife zu Deutsch-Israelische Schulbuchempfehlungen, hrsg.v. Eckhardt Fuchs, deutsch/hebräisch, Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen 2015. Manche Urteile fallen milde aus, deutsch-israelische Schulbuchempfehlungen können gar nicht unumstritten sein, aber als Urteilsüberprüfung sind sie dringend nötig.

Da uns jüdisches Lernen schon immer beeindruckt hat, geben wir am Ende dem israelischen Kristallforscher und Nobelpreisträger Dan Shechtman das Wort:

»Es gibt zu viel Ignoranz auf der Welt. Zu viele Leute glauben an äußere Kräfte, die unser Leben regieren. Die Welt wäre besser, wenn die Leute gebildeter wären... Die wichtigsten Menschen sind die Lehrer. Sie halten die Zukunft in ihren Händen. Wir müssen die Lehrer sorgfältig auswählen. Wir müssen sie gut bezahlen. Das Lehren darf nicht nur in Inhalten bestehen, Lehrer müssen Vorbilder sein... Ich selbst bevorzuge die Arbeit mit Frauen. Man kann ihnen besser vertrauen. Sie machen nicht so einen Wettkampf aus allem. Sie haben weniger verborgene Absichten. In der Wissenschaft bringen Frauen mehr Zielstrebigkeit mit als Männer.« (Süddeutsche Zeitung am 5. Juli 2016, S.16)

¹ Deutsch-jüdische Geschichte im Unterricht, 2. erweiterte und aktualisierte Fassung 2011, Herausgeber: LBI-Kommission für die Verbreitung deutsch-jüdischer Geschichte c/o Jüdisches Museum der Stadt Frankfurt, S. IV

² Mideast Freedom Forum Berlin, Deutsch-Israelische Gesellschaft, Scholars for Peace in the Middle East – SPME

- 3 Pädagogik des Ressentiments. Das Israelbild in deutschen Schulbüchern, hg. v.: Scholars for Peace in Middle East, Germany e. V. und die Arbeitsgemeinschaften der Deutsch-Israelischen Gesellschaft Bremen, Hannover, Oldenburg und Ostfriesland, 35 S. Bestellmailadressen: cor.b.naddaf@t-online.de part.isan@hotmail.de Zum Thema »Pädagogik des Ressentiments« – Ausführliches im Internet
- 4 Jörg Rensmann, Einleitung, a. a. O., S. 4
- 5 Klaus Thörner, Wo selbst Holocaustüberlebende zu Tätern erklärt werden: Israel im deutschen Schulunterricht, ebda., S. 5-9, hier: S. 5
- 6 ebda., S. 6
- 7 ebda., S. 17
- 8 ebda., S. 19
- 9 Ernst Klett Verlag, Stuttgart und Leipzig 2008, S. 80

KAPITEL II

Anstöße aus der biblischen Tradition



Laszlo Barrena Barra bei einer Führung in der Kaserne Dossin, Gedenkstätte und Museum in Belgien, Foto: Hartmut Greyer

Vom barmherzigen Umgang mit Schwäche

Predigt zum 4. Sonntag nach Trinitatis, Römer 14, 10-13

Martina Severin-Kaiser (* 21. Februar 1959 – † 8. Juli 2016)

Eine Stimme, die uns vertraut war, schweigt; ein Mensch, der immer da war, ist nicht mehr. Wir werden der Trauer Recht geben; aber sie muss nicht das letzte Wort behalten. Das Leben wird vorwärts gelebt, aber rückwärts verstanden. Wir geben Martina Severin-Kaisers letzte Predigt Euch und Ihnen hier noch einmal zu Lesen.

Was war das bloß für eine Woche! Die Schüsse von Orlando sind kaum verhallt, da wird auf offener Straße in England eine junge Politikerin erschossen. Ein Mann kann seinen Hass nicht bezähmen und richtet die Frau regelrecht hin. Fassungslosigkeit macht sich breit. Wir wissen nicht genau, welches Gebräu an Motiven den 52-Jährigen dazu brachte, so brutal auf Jo Cox loszugehen. Wir sind zutiefst erschrocken. Erschrocken darüber, wie ein Mensch zur Zielscheibe wird und sich ein anderer zum Richter aufspielt.

Als ob sich mit einem solchen Mord irgendein Problem lösen ließe und nicht hunderte mehr dadurch entstünden! Was diesen Mann auch immer bedrängt, daran sind aus seiner Sicht offenbar andere Schuld – die Politik, eine Partei, die EU, vielleicht die Frauen – wer oder was auch immer. Er hat damit jedenfalls nichts zu tun. Hell und Dunkel sind in seiner Welt sehr klar verteilt. Wenn man die anderen wegschafft, dann wird das Übel in der Welt kleiner.

Es scheint ein ansteckender Bazillus in der Luft zu liegen – auch in Europa. Menschen teilen die Welt ein in wir und die. Wehe, wenn sie ihre Aggression dann nicht mehr im Zaume halten.

Wer Zuhause auf seinem Fernsehsofa sitzt, kann zu dem Eindruck kommen: Die so was tun, sind immer die Anderen. Die säen den Hass und sind gewalttätig. Die Islamisten begehen die Anschläge. Die russischen Hooligans prügeln gezielt. Überhaupt die Russen, die werden doch immer gefährlicher. Aber auch die Türken. Und die Amerikaner und... und... und...

Wenn ich schaue, wer alles in unseren Nachrichten vorkommt mit gefährlichen Einstellungen und bedrohlichen Entscheidungen, dann sind es erstaunlich viele andere. Wir jedenfalls nicht.

Denn wir sind die, die es immer noch mit guten Worten versuchen. Die viel zu guten Gutmenschen, von Bedrohungen umzingelt!

Was ist das für eine Haltung! Diese lupenreine Aufteilung, die bei sich nur helle und reine Absichten und bei anderen das Dunkel und das Problem sieht?

Diese Einstellung ist nicht neu. Schon gar kein Merkmal unserer Tage. Sie begleitet die Menschheit von Anfang an. Wir haben es eben schon von Paulus gehört, was er in unruhigen Zeiten der Gemeinde nach Rom schrieb. Ich wiederhole den kurzen Abschnitt:

»Du aber, was richtest du deine Schwester und deinen Bruder? Oder du, was verachtest du deine Schwester und deinen Bruder? Wir werden alle vor den Richterstuhl Gottes gestellt werden.

- 11 Denn es steht geschrieben (Jesaja 45, 23): ›So wahr ich lebe, spricht der Herr, mir sollen sich alle Knie beugen, und alle Zungen sollen Gott bekennen.
- 12 So wird nun jeder von uns für sich selbst Gott Rechenschaft geben.
- 13 Darum lasst uns nicht mehr einer den andern richten; sondern richtet vielmehr darauf euren Sinn, dass niemand seiner Schwester oder seinem Bruder einen Anstoß oder Ärgernis bereite.«

Richtet und verachtet nicht!

Lassen wir das einmal sacken und in uns hineinfallen. Welche Töne hören wir? Null Resonanz, weil das nicht mein Thema ist. Aha, jaja. Oder hören wir doch einen zunächst undefinierbaren Ton, der von unserem inneren Panzer zurück hallt?

Ich verstehe schon wovon Paulus spricht. Wenn viel auf mich einstürmt und die Nerven blank liegen. Dann passiert es. Dann sehe ich auf einmal die Fehler bei den anderen sehr genau. Und was mich stört und aufregt, wird groß und immer größer. Am Ende kann es sein, dass ich nichts anderes mehr wahrnehme, als diesen einen Schwachpunkt. Und der wächst bei meinem Gegenüber, je mehr ich mich selber reinwasche.

Es war Gustav Heinemann der einmal so treffend sagte: »Wenn ich richtend mit den Fingern auf andere zeige, dann zeigen die meisten Finger, in der Regel drei, auf mich selbst.«

Was ist das für ein Mechanismus, auf den Paulus hier reagiert?

Richtet nicht! Verachtet nicht!

Zunächst: Es wäre ein großes Missverständnis, wenn wir meinen, Paulus will verhindern, dass deutlich ausgesprochen wird, was schief läuft. Darum geht es nicht. Was nicht läuft, soll benannt werden. Damit ist er überhaupt nicht zimperlich.

Die Frage ist nur, wie wir das tun. Und wie wir dabei von uns selbst und den anderen reden.

Den Schmerz bei sich halten.

Letzten Montag: Über die Ampel in Altona ziehen Scharen junger eritreischer Flüchtlinge auf dem Weg zur Kirche. Zwei Frauen aus der Altenwohnanlage gegenüber schauen ihnen hinterher. »Wie die angezogen sind!« »Ja, so neue und saubere Hosen und Jacken. Wo die das herhaben?« » Ich weiß nicht, aber die haben doch gar nicht Geld so was zu kaufen?« » Kriegen sie bestimmt einfach so ausgeteilt. Ja, so ist das heute. War damals ganz anders, als wir hier ankamen nach der Flucht. Da hat niemand mit offenen Armen auf uns gewartet. Ganz im Gegenteil. Und als dann die Schwedenspende verteilt wurde, da bekamen erst die Hamburger was ab und suchten sich die besten Stücke aus. Für uns aus dem Osten blieb über, was keinem passte.«

Welcher Schmerz und welche Kränkung sprechen aus diesen Worten! Der Schmerz über erlebte Benachteiligung, Fremdheit, vielleicht auch noch den Verlust des alten Lebens, der Heimat. Nicht mit offenen Armen sondern mit Ablehnung empfangen werden. Das tut weh. Das vergisst sich nicht so leicht. Ich kann die Gefühle der beiden Damen am Rollator verstehen. Sie wiegen schwer und sie sind ernst zu nehmen. Wie sehr lasten sie noch heute auf ihren Seelen.

Allein der Blick auf die Gruppe aus Eritrea berührt die alte Wunde. Und schon braucht es nur noch einen kleinen Schritt und die beiden bringen ihren Schmerz mit den jungen Flüchtlingen in Zusammenhang. Die ja – wir nicht. Und Schwups hat mit den jungen Menschen aus Afrika zu tun, was doch vor 70 Jahren bei uns geschah. »Die bekommen, was uns vorenthalten wurde.«

Es gelingt nicht, den Schmerz bei sich zu lassen. Er wird anderen angelastet. »Denen geht es viel zu gut. Man sieht doch, wie die angezogen sind.«

Von dieser kleinen Szene aus ist es nur ein Schritt und es entsteht bei uns der Eindruck: Wir sind mal wieder die Opfer und dabei doch so anständige Menschen. Selbstgerechtigkeit mischt sich mit dem Gefühl, selber Opfer zu sein. Ist das passiert, dann sind wir ganz nah an dem, was Paulus mit dem »Richten« meint. Dann bin ich auf alle Fälle auf der richtigen und die anderen sind eben auf der falschen Seite. Mein Blick verengt sich. Ich kann am anderen nur noch sehen, was ich durch das Schlüsselloch meiner eigenen Geschichte von ihm erkennen kann.

Die hinreißende nigerianische Bloggerin Chimamanda Nkosi Adichie hat diesen Mechanismus kurz und knapp so zusammengefasst: Wir sehen bei jemanden nur noch eine einzige Geschichte. Das bringt Stereotype hervor. Das Problem mit Stereotypen ist nicht unbedingt, dass sie unwahr sind. Das Problem ist, sie sind unvollständig. Sie machen aus einer Geschichte die einzige.

Das heißt: Wir legen Menschen fest und können in ihnen gar nichts anderes mehr sehen. Wir pressen sie in ein Bild – in der Regel in ein hässliches.

Ebenbilder Gottes

Wir nehmen ihnen, was Gott jedem geschenkt hat. Die Würde, sein Ebenbild zu sein. Frau oder Mann mit vielen Facetten, dunklen und hellen Seiten. Auf alle Fälle viel mehr als das, was wir von ihnen zu sehen im Stande sind.

Und Gott, so erklärt es Paulus, wünscht sich nichts sehnlicher als in uns seine Ebenbilder entdecken zu können.

Zur Würde der Ebenbilder Gottes gehört, dass wir wirksam sind. Mit allem, was wir sagen und auch noch mit dem Schweigen. Es ist schlicht nicht egal, was wir tun oder lassen. Es wirkt, wie wir von anderen reden und wie wir uns selbst dabei sehen. Gerade in diesen Tagen merken wir die Macht der Vorurteile, der üblen Nachrede. Erleben, wie fließend der Übergang von Wort- zu Tatgewalt sein kann.

Als seine Ebenbilder sind wir Gott verantwortlich. »Wo bist du, Adam?« So beginnt die erste Erzählung der Bibel, in der Gott nach der Geschichte mit der verbotenen Frucht von Adam Rechenschaft verlangt. Den Richterstuhl, von dem Paulus redet, müssen wir uns als Ort des Gesprächs vorstellen. Da geht es um den ehrlichen Blick – auch auf mich selbst. »Was habe ich da bloß gemacht?« Diese Frage ist wohl kaum einem von uns fremd.

Ziel dieses Gesprächs ist nicht – auch das zeigt Gottes Gespräch mit Adam – unser Ende, sondern die Ermöglichung eines neuen Anfangs. Gott richtet um aufzurichten, nicht um zu vernichten. Er will in uns wieder seine Ebenbilder erkennen können. Nichts wünscht er sich sehnlicher.

Und deshalb ist das, was wir als Gericht auch im Glaubensbekenntnis bekennen, am ehesten vorzustellen als reinigendes Gespräch. An dessen Ende Gott sich wieder in uns erkennen kann. Und wir uns selber wieder nahe kommen können. So nahe, dass wir niemanden mehr richten oder abwerten müssen.

Amen.

Diese Predigt hielt Martina Severin-Kaiser, Hauptpastorin der St. Petri-Gemeinde Hamburg, am 19. Juni 2016. www.sankt-petri.de. Sie erscheint auch in der Ausgabe 3/2016 der »Jungen Kirche«.

»... dieses Mal, wo ja nun wirklich die Steine schreien ...«

Elisabeth Schmitz und ihre Denk-Schrift gegen die Judenverfolgung Erinnerung, Dank und Anstoß – Gottesdienst für Jugendliche zum Gedenktag an die Novemberpogrome 1938

Ingrid Schmidt, Helmut Ruppel

Eröffnungsmusik – Eröffnungslied: Wohl denen, die da wandeln, EG 295

Liturgische Eröffnung

Psalm 74

Intention des Gottesdienstes

Lied: Herr, mach uns stark im Mut, der dich bekennt, EG 154, 1-4

Erzählung I – Elisabeth Schmitz in ihrer Zeit – Stimmen

Lied: Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz, EG 230

Erzählung II – Denkschrift »Zur Lage der deutschen Nichtarier«, Dokumentation

Lied: So jemand spricht »Ich liebe Gott« und hasst doch seine Brüder, EG 412

Erzählung III –Novemberpogrome, 9./10. November 1938 – Annäherung

Glaubensbekenntnis mit Dietrich Bonhoeffer, EG 525 (rechts)

Lied: O komm, du Geist der Wahrheit, und kehre bei uns ein, EG 136

Erzählung IV – Nach dem Krieg

Fürbitte, Unser Vater, Segen

Lied: Die Güt und Treue werden schön, EG 283, 6

(Die vorliegende liturgische Form ist ein Vorschlag aus Bausteinen und versteht sich als Impuls für neue, andere, eigene, lokal- und liturgiespezifische Entwürfe!)

ABLAUF

Vorspiel

Lied: Wohl denen, die da wandeln

EG 295

Biblisches Votum

Wir feiern auch diesen Gottesdienst, in dem Gott uns dienen will, im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Unser Anfang und unsere Hilfe stehen im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat, der Wort und Treue hält ewiglich und nicht loslässt das Werk seiner Hände. Wir gedenken heute der Novemberpogrome vor 70 Jahren und hören zuerst auf die Opfer der Überfälle:

Psalm 74, 3b-17

Der Feind hat im Heiligtum alles verwüstet. Deine Widersacher lärmten an deiner heiligen Stätte, stellen ihre Banner auf als Zeichen des Sieges. Wie einer die Axt schwingt im Dickicht des Waldes, so zerschlugen sie all das Schnitzwerk mit Beil und Hammer. Sie legten an dein Heiligtum Feuer, entweihten die Wohnung deines Namens bis auf den Grund. Sie sagten in ihrem Herzen: »Wir zerstören alles.« Und sie verbrannten alle Gottesstätten ringsum im Land. Zeichen für uns sehen wir nicht, es ist kein Prophet mehr da, niemand von uns weiß, wie lange noch. Wie lange, Gott, darf der Bedränger dich noch schmähen, darf der Feind ewig deinen Namen lästern? Warum ziehst du die Hand von uns ab, hältst deine Rechte im Gewand verborgen? -Doch Gott ist mein König von alters her, Taten des Heils vollbringt er auf Erden. Mit deiner Macht hast du das Meer gespalten, die Häupter der Drachen über den Wassern zerschmettert. Du hast die Köpfe des Leviatan zermalmt, ihn zum Fraß gegeben den Ungeheuern der See. Hervorbrechen ließest du Quellen und Bäche, austrocknen Ströme, die sonst nie versiegen. Dein ist der Tag, dein auch die Nacht, hingestellt hast du Sonne und Mond. Du hast die Grenzen der Erde festgesetzt, hast Sommer und Winter geschaffen.

Psalm 74, 18-23 – Sprechen nun mit und für Israel: So gedenke doch, Gott: Der Feind schmäht den Herrn, ein Volk ohne Einsicht lästert deinen Namen. Gib dem Raubtier das Leben deiner Taube nicht preis; Das Leben deiner Armen vergiss nicht für immer! Blick hin auf deinen Bund! Denn voll von Schlupfwinkeln der Gewalt ist unser Land. Lass den Bedrückten nicht beschämt von dir fortgehen! Arme und Gebeugte sollen deinen Namen rühmen. Erhebe dich, Gott, und führe deine Sache! Bedenke, wie die Toren dich täglich schmähen. Vergiss nicht das Geschrei deiner Gegner, das Toben deiner Widersacher, das ständig emporsteigt.

Stille

Intention

Wir haben uns zu diesem Gottesdienst verabredet, um am Beginn der diesjährigen Friedensdekade der Novemberpogrome vor mehr als 70 Jahren zu gedenken. Wir, das sind Konfirmanden und Konfirmandinnen, Jugendliche, Eltern und ältere Menschen unserer Gemeinde. Wir werden uns die Verbrechen jenes Novembers in Erinnerung rufen, doch nicht nur dies: Wir werden uns auch der Menschen erinnern, die nicht zusahen oder wegsahen, sondern erschrocken nachdachten und unerschrocken Widerstand übten. In den Mittelpunkt wollen wir die Lehrerin Elisabeth Schmitz – und ihre Freundinnen – stellen mit einer Denkschrift gegen die Verfolgung der Juden, entstanden in den Jahren 1935/36. Am Anfang steht die Erinnerung an die Zehn Gebote, stellvertretend heute: Du sollst nicht töten.

Dazu schrieb Martin Luther im Kleinen Katechismus: Was ist das? Wir sollen Gott fürchten und lieben, dass wir unserm Nächsten an seinem Leibe keinen Schaden noch Leid tun, sondern ihm helfen und beistehen in allen Nöten.

Lied: Herr, mach uns stark im Mut, der dich bekennt EG 154, 1-4

Erzählung I – Elisabeth Schmitz

1. Stimme (Junge):

»Ein sensationeller Fund in Hanau 2004

Im Herbst 2004 wurde zufällig in Hanau am Main in einem Kellerraum eines Kirchengebäudes eine offenbar herrenlose Aktenmappe aufgefunden. Sie musste seit vielen Jahren in diesem Raum gelegen haben, denn sie war mit einer dicken Staubschicht bedeckt. Auf ihr lag ein großer Zettel mit dem Vermerk ›Nachlaß Dr. Elisabeth Schmitz‹. Die Aktenmappe war prall gefüllt mit sieben Ordnern und einer Vielzahl Unterlagen verschiedenster Art. Es handelt sich um die Aktenmappe, die Elisabeth Schmitz auf dem Weg von ihrer Wohnung in der Corniceliusstraße 16 in Hanau zu dem nahe gelegenen Städtischen Realgymnasium für Mädchen ... getragen hat. ... Es ist völlig unklar, ... wer diese Aktenmappe wann dort deponierte. Eines allerdings steht fest: Wer immer diese Aktenmappe abgelegt hat, wusste nicht, welchen Schatz er dort verbarg. « Die Mappe enthielt Dokumente, Urkunden aus den Jahren 1849 bis 1979, alle gut erhalten, Zeugnisse, Briefe, Veröffentlichungen – ein ganzes Leben erzählen diese Papiere – das Leben von Dr. Elisabeth Schmitz. (S.20)

2. Stimme (Mädchen):

Wer war Elisabeth Schmitz? Sie wurde (am 23. August) 1893 in Hanau geboren. Ihr Vater, August Schmitz, Gymnasiallehrer, war mit Clara Marie

Bach aus Hanau verheiratet. Elisabeth hatte zwei ältere Schwestern. Der Vater war ihr großes Vorbild: Sie wollte Gymnasiallehrerin werden!

1. Stimme:

Allerdings hatte sie gewiss nie einen solchen Zeugniseintrag wie ihr Vater im Jahre 1865: »Lernt gut, doch musste sein flüchtiges und leichtsinniges Wesen in seinen Schularbeiten sehr oft gerügt werden. Nur wenn er diese Fehler ernstlich bekämpft, kann er auf Versetzung rechnen.«

2. Stimme:

Elisabeth studierte Religion, Geschichte und Deutsch an den Universitäten in Bonn und Berlin. Geschichte war ihr Lieblingsfach. In Berlin erwarb sie bei dem berühmten Historiker Professor Friedrich Meinecke den Doktortitel. Sie war 36 Jahre alt, als sie endlich ihre Wunschstelle als Studienrätin in der Luisenschule erhielt. Das war die erste Städtische Höhere Mädchenschule in Berlin.

3. Stimme (Mädchen):

Elisabeth Schmitz, in einem Brief 1926 an einen Schulleiter: »Ich habe in keiner Weise eine persönliche oder amtliche Erfahrung in der Erziehung von Knaben. Die ganze Welt liegt mir vollständig fern und ist mir fremd. Bei einer inneren Schüchternheit, über die ich nur bis zu einer gewissen Grenze Herr werden kann, würde mir, zumal bei meinen Fächern im Unterricht, vieles peinlich sein. ... Ich stehe sehr gern in der Schularbeit, habe aber natürlich den Wunsch, mich da einzusetzen, wo ich eine meinem Kräfteaufwand entsprechende Arbeit leisten kann, nämlich in der Erziehung von Mädchen.« (S.29f.)

1. Stimme:

Die von ihr sehr verehrte Leiterin der Luisenschule (Margarethe Behrens) wurde 1933 von der nationalsozialistischen Schulbehörde entlassen, weil sie Sozialdemokratin war. Mit dem neuen Direktor geriet Elisabeth Schmitz schon bald in Konflikte, da sie mutig immer wieder ihre radikale Ablehnung des Nationalsozialismus zu erkennen gab. Schließlich ließ sie sich an eine andere Schule versetzen. In dieser anderen Schule, im Süden Berlins (heute: Beethoven-Gymnasium), unterrichtete Elisabeth Schmitz Deutsch, Geschichte und Religion. Eine ehemalige Schülerin von ihr, Dietgard Meyer, erinnert sich:

2. Stimme:

»Elisabeth Schmitz hatte es nicht leicht mit uns Schülerinnen der Mittelstufe, und wir hatten es nicht leicht mit ihr.«

3. Stimme:

Elisabeth Schmitz, in einem Brief 1946 an ihren ehemaligen Hochschullehrer: »Lieber, hoch verehrter Herr Professor ... ich arbeite am liebsten mit

Erwachsenen, ich habe auch den Unterricht immer am liebsten in der Oberprima gegeben.« (S.18)

2. Stimme:

»Es war eine schwere Umgewöhnung für uns. Ihre Vorgängerin, Dr. Erna Buschmann, von der ganzen Klasse verehrt, geliebt und bewundert, war uns genommen worden, und wir hatten nun in Frau Dr. Schmitz einen völlig anderen Menschen zu akzeptieren. Die ›Buschi‹ war weltgewandt (sie hatte sogar das Drehbuch für einen Film geschrieben), kam morgens mit dem Taxi zur Schule, was uns sehr imponierte, war temperamentvoll, hatte kurz geschnittenes Haar und war modisch gekleidet. Und nun Elisabeth Schmitz: leise auftretend, persönlich zurückgenommen, konzentriert auf den Unterrichtsstoff, sachlich und anspruchsvoll in ihren Anforderungen an uns. Und in ihrem ›Outfit‹ – ach, so schlicht und bescheiden: grauer Faltenrock und hochgeschlossene Bluse, meist mit einem ›Seelenwärmer‹, einer wollenen Weste, darüber; das Haar in der Mitte gescheitelt und mit einem Kamm hinten hochgesteckt. Alles ein wenig altertümlich und nicht dazu angetan, uns spontan für ihre Person zu begeistern. Dennoch ist es Elisabeth Schmitz gelungen, sich Anerkennung zu verschaffen. Ihre absolut lautlose Autorität machte uns sprachlos. Ihr ruhiges, bedächtiges Sprechen zwang zum Hinhören. Ihre leise, aber dennoch bestimmte Art überzeugte. Dabei war sie menschlich nicht unnahbar. ... Die Klasse hatte Respekt vor ihr. Einige haben sie auch um ihres Unterrichts willen hoch geschätzt und verehrt. Abneigung oder Zuneigung erzeugte sich bei uns durch ihre erkennbare Ablehnung des Nationalsozialismus. Die zeigte sich schon bei ihrem Hereinkommen ins Klassenzimmer mit ihrem Hitlergruß. Der kam nicht forsch und mit stramm erhobenem Arm wie bei anderen Lehrern. Nein, sie machte nur eine verhuschte Handbewegung und ihr verhauchter Gruß war kaum vernehmbar. ...

Zwei kleine Erinnerungen aus meiner Schulzeit möchte ich an dieser Stelle anschließen: Einmal wurde ich von Frau Dr. Schmitz in ihre Wohnung eingeladen. Nachdem sie mich in ihr Arbeitszimmer hereingeführt hatte, setzte sie sich wieder, mir den Rücken zukehrend, an ihren Schreibtisch, um noch etwas fertig zu stellen, und sagte zu mir, da ich ein bisschen ängstlich im Zimmer stand: ›Kind, setz dich schon mal!‹ Ich schaute mich im Zimmer um: Es gab zwar mehrere Stühle, aber auf jedem lag ein Bücherstapel! Ein anderes Mal war ich eingeladen in ihr Wochenendhäuschen in Wandlitz unweit von Berlin, das von ihr samt großem Garten gehegt und gepflegt wurde. Damals wusste ich noch nicht, dass sie Bedrängte und Verfolgte, oft wochenlang, dort wohnen ließ.« (S.12f.,15)

1. Stimme:

Dietgard Meyer konnte auch nicht wissen, dass Elisabeth Schmitz in dieser Zeit an einer Denkschrift arbeitete, in der sie alles festhielt, was sie über die Diskriminierung und Verfolgung von Juden hörte, sah und las. Mit dieser Denkschrift wollte sie ihre Kirche auffordern, endlich etwas für die verfolgten und gefährdeten Juden zu tun. Sie tat noch mehr: Eine ihrer jüdischen Freundinnen, Dr. Martha Kassel, musste nach dem 1. April 1933 ihre Arztpraxis schließen und verlor damit jegliche Existenzmöglichkeit – sie war Jüdin, hatte sich evangelisch taufen lassen. Elisabeth Schmitz ließ sie heimlich bei sich wohnen, auch andere Verfolgte fanden Zuflucht in ihrer Wohnung – bis sie (im Herbst 1937) von einem Parteispitzel aus der Nachbarschaft, dem sog. Blockwart der NSDAP, angezeigt wurde. Es gab wohl Fürsprecher für sie, denn sonst wäre sie gewiss von der Schule geflogen. Und Frau Dr. Kassel? Sie versteckte sich mit ihrem Lebensgefährten in dem kleinen Haus in Wandlitz, bevor es beiden gelang, aus Deutschland (nach Argentinien) zu fliehen. (S. 33)

2. Stimme:

Sehr viel später, nach dem Krieg, hat Elisabeth Schmitz über diese Zeit geschrieben: »Die jahrelange Verhetzung durch Partei, Presse, Rundfunk, machte sich immer stärker bemerkbar, auch bei den Kindern. Eine Erziehung zu Wahrhaftigkeit, zu Selbstverantwortung, ..., zu Menschlichkeit wurde in der Atmosphäre von ... Hass, von Rassendünkel und Vergötzung des eigenen Volkes immer unmöglicher.« (S.14)

3. Stimme:

Elisabeth Schmitz hatte in Berlin einen großen Freundeskreis, viele Freundinnen waren wie sie gut ausgebildet, berufstätig, die meisten ledig - Frauen, die wie sie unabhängig dachten und handelten. Von einer Freundin müssen wir erzählen: 'Absenderin: Elisabeth Schiemann (Berlin-Zehlendorf)' stand auf einem großen Umschlag in der 2004 gefundenen Aktenmappe. In diesem Umschlag lag der Entwurf zu der Denkschrift, von der wir noch hören werden. Aber wer war diese Elisabeth, 14 Jahre älter als Elisabeth Schmitz? Bei dem Vater, Professor Theodor Schiemann, hatte Elisabeth Schmitz Geschichte studiert. Seiner Tochter war sie vielleicht in einem der vielen Gottesdienste begegnet, die beide Frauen besuchten. Elisabeth Schiemann und Elisabeth Schmitz wurden Weggefährtinnen im Widerstand. Auch Frau Schiemann begann als Lehrerin in einer Berliner Höheren Mädchenschule, aber dann studierte sie weiter und wurde schließlich Hochschulprofessorin für Biologie. Mit diesem Wissen konnte sie niemals die rassistischen Vorstellungen der Nationalsozialisten teilen. Als Wissenschaftlerin wusste sie: »Reine Menschenrassen« hat es seit Beginn der Menschheitsgeschichte nicht mehr gegeben und es wird diese auch nicht mehr geben. Für sie waren die Juden in Deutschland

deutsche Menschen. »Habe ich nicht die Pflicht«, fragte sie in einem Brief (4.3.1936) an Pfarrer Martin Niemöller, »das 9. und 10., und 7. und 8. und 5. und 4. Gebot auch an den nichtgetauften deutschen Juden zu erfüllen? Wer ist denn mein Nächster?« (S.145; 140)

2. Stimme:

9. Gebot: Du sollst nicht begehren deines nächsten Haus. / 10. Gebot: Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib, Knecht, Magd, Vieh noch alles, was sein ist. / 7. Gebot: Du sollst nicht stehlen. / 8. Gebot: Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten. / 5. Gebot: Du sollst nicht töten. / 4. Gebot: Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf dass dir's wohlgehe und du lange lebest auf Erden.

3. Stimme:

Als Elisabeth Schiemann diesen Brief schrieb, war Martin Niemöller noch Pfarrer in der evangelischen St. Annen-Gemeinde in Berlin-Dahlem. Sechzehn Monate später werden die Nazis ihn verhaften und bis zum Kriegsende wird er nicht mehr freikommen. »Wer ist denn mein Nächster?« hatte Elisabeth Schiemann ihn mit Blick auf die verfolgten Juden gefragt. Zweieinhalb Jahre zuvor im September 1933 – hatte Martin Niemöller gemeinsam mit ca. 70 Pfarrern (Frauen wurden nicht eingeladen!) einen Pfarrernotbund ins Leben gerufen. Denn seit April 1933 sollte auch in der Kirche der sogenannte Arierparagraph gelten. Alle getauften Juden, Juden also, die sich zum Christentum bekannten und in der Kirche mitarbeiteten, sollten sofort entlassen werden. Als »Arier« galten nach dieser rassistischen Vorstellung alle Deutschen, die nicht jüdisch waren und keine jüdischen Vorfahren hatten. Juden nannte man dagegen »Nichtarier« – sie gehörten danach zu einer minderen menschlichen Rasse. Manche evangelischen Gemeinden stimmten der Geltung des so genannten Arierparagraphen in der Kirche zu, die Pfarrer des Notbundes verweigerten sich. Aber die Juden, die sich nicht hatten taufen lassen, interessierten sie kaum. Es gab eben auch in der Kirche viel Judenfeindschaft. »Wer ist denn mein Nächster?« hatte Elisabeth Schiemann den Pastor Niemöller gefragt. Und vielleicht hatte sie an der Denkschrift mitgearbeitet, die ihre Freundin Elisabeth heimlich verfasste und allen Pfarrern der evangelischen Kirche zukommen lassen wollte. Das war 1935/1936.

Lied: Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz

EG 230

Erzählung II – Die Denkschrift

Historikerin:

Wir haben von dem aufregenden Fund der Denkschrift gehört: Nicht in einer Wüstenhöhle, verschlossen in Tonkrügen, aber für das 20. Jahrhundert von so

großer Bedeutung für die Kirche wie die Rollen vom Toten Meer für Israel um die Zeitenwende, nämlich die Begegnung mit einem wachrüttelnden Wort im Geiste der Bibel! Die Denkschrift hat drei Teile vom Herbst 1935 und einen Nachtrag vom Mai 1936. Im Eröffnungsteil, er heißt »Die innere Not«, sind erschütternde Szenen der »Verhetzung der öffentlichen Meinung« gegen die Juden zusammengestellt und die Folgen für die Kinder und die Ehen. Im zweiten Teil – »Die äußere Not« – sind Beispiele aus dem bedrückenden beruflichen und schulischen Alltag gesammelt. Im dritten Teil fragt Elisabeth Schmitz nach der Stellung der Kirche. Sie zitiert überwiegend Zeitungen, persönliche Berichte, auch schwer erträgliche Texte aus Nazi-Hetzschriften. Der »Nachtrag« nimmt die Folgen der »Nürnberger Gesetze« in den Blick, um gerade die Verschärfung in der Verfolgung der Juden christlichen Amtsträgern vor Augen zu führen, sie zur Hilfe für die Juden aufzuwecken, mehr noch, sie zum Widerstehen »gegen die Sünde unseres Volkes« aufzurütteln! Ihr Vorwort schließt mit der Frage: »Wie will sie (= die Kirche) auf Vergebung hoffen, wenn sie ... der Verhöhnung aller Gebote Gottes zusieht, ja die öffentliche Sünde nicht einmal zu bekennen wagt, sondern – schweigt?« Nun hören wir Auszüge aus der Denkschrift:

Leser:

Aus der Zeitschrift »Deutsche Volksgesundheit aus Blut und Boden«, Febr. 1935: »Wer den Juden kennt, der weiß, dass sein ganzes Sinnen und Trachten nicht nur auf Reichtum gerichtet, sondern darüber hinaus auf Beherrschung, Schädigung und Vernichtung aller Nichtjuden. Die jüdischen Gesetze gebieten nicht nur, den Nichtjuden zu betrügen und zu berauben, sondern ihn zu töten, wo und wie er nur kann. (So) ist der Jude ununterbrochen tätig, in dem er versucht, die nichtjüdischen Völker in Kriegen gegeneinander zu hetzen, damit sie sich gegenseitig ausrotten.« Wilhelm Kube, Gauleiter, Cottbuser Anzeiger 19./20.5.1934 zum I. Weltkrieg: »Die zwei Millionen deutschen Toten kommen auf das Schuldkonto Judas wie die 10 Millionen Toten anderer Völker der Welt. Daran sollten die Mütter der Welt immer denken, wenn sie einen Juden sehen...«

Leserin:

Ein Kind, das eine jüdische Mutter hat, bittet seine Freundinnen immer angstvoll: »Kommt bald wieder, meine Mutter ist sehr nett.« Ein anderes bittet die Mutter fortzugehen, damit die Freundinnen sie nicht sehen. Ein Lehrer fragte bei jeder Gelegenheit: »Wer ist nichtarisch?« und zwang (das einzige nichtarische) Kind immer wieder, als einziges aufzustehen. Es musste schließlich aus der Schule genommen werden.

Aus dem Lübecker Volksboten vom 27.3.1935, der »meldet, dass ein Jude von einer Menschenmenge aus dem Büro geholt und zur Wache gebracht wurde.

Es wurden ihm Schilder umgehängt: ›Ich bin ein Vampyr und sauge das Blut des deutschen Arbeiters‹. Die Menge zog unter dem Gesang nationalsozialistischer Lieder und Rufe: ›Deutschland erwache!‹ und ›Juda verrecke‹ durch die Straßen. Das Blatt hat die Stirn, dazu zu bemerken: ›Der Jude... aber soll sich für die durch den Nationalsozialismus anerzogene Diszipliniertheit der Massen bedanken, die nur das taten, was richtig war, nämlich ihn der Polizei – wenn auch auf eine nicht gewöhnliche Art – zu überantworten.‹« Historikerin: So beschreibt Elisabeth Schmitz, wie, in ihren Worten, das Leben »unaufhörlich planmäßig vergiftet (wird) durch Hass, Lüge, Verleumdung, Schmähungen niedrigster Art.«

Unbeirrt und unerschrocken, völlig frei von falschem Gehorsam, fragt sie geradeheraus: »Sollte es der Kirche nicht aufgetragen sein, angesichts der unaufhörlichen Übertretung des (achten) Gebots zu reden und nicht zu schweigen? Wer ruft die Gemeinden und unser ganzes Volk zurück zu dem, nach dem alles Christentum sich nennt? Was soll man antworten auf die verzweifelten, bitteren Fragen und Anklagen: Warum tut die Kirche nichts? Warum gibt es nicht Fürbittgottesdienste, wie es sie gab für die gefangenen Pfarrer? Die Kirche macht es einem bitter schwer, sie zu verteidigen... Einer Judenverfolgung im Namen von Blut und Rasse muss eine Christenverfolgung notwendigerweise folgen.« Im Schlusswort entlarvt sie mit scharfem Blick die dogmatische Arroganz vieler Jahrhunderte christlicher Judenverachtung: »Dass es aber in der Bekennenden Kirche Menschen geben kann, die zu glauben wagen, sie seien berechtigt oder gar aufgerufen, dem Judentum in dem heutigen historischen Geschehen und dem von uns verschuldeten Leiden Gericht und Gnade Gottes zu verkünden, ist eine Tatsache, angesichts derer uns eine kalte Angst ergreift. Seit wann hat der Übeltäter das Recht, seine Übeltat als den Willen Gottes auszugeben? Seit wann ist es etwas anderes als Gotteslästerung zu behaupten, es sei der Wille Gottes, dass wir Unrecht tun? Hüten wir uns, dass wir den Gräuel unserer Sünde nicht verstecken im Heiligtum des Willen Gottes. Es könnte sonst wohl sein, dass auch uns die Strafe der Tempelschänder träfe, dass auch wir den Fluch dessen hören müssten, der die Geißel flocht und trieb sie hinaus.« Auf die Denkschrift wurde kirchenamtlich kein Gedanke verwandt. Elisabeth Schmitz hatte im Mai 1936 200 Exemplare eigenhändig abgezogen und sie Schlüsselpersönlichkeiten der Bekennenden Kirche zugestellt. »Ich wollte... die BK rufen zu ihrem Amt und zum Widerstand gegen die antichristlichen Maßnahmen des Staates.« Sie hatte ein unvergleichlich prophetisches Gespür für das, was in der Luft lag, und sie hielt es fest, wie zum Beispiel die Worte des Gauleiters Kube aus dem Jahre 1934: »Der Jude ist die personifizierte Verneinung, der Deutsche ist die gottgewollte und gottbedingte Schöpfungskraft ... Die Sau suhlt sich im Mist, der Jude in dem, was er ›Kunst‹ nennt. Wir passen

auf, mit uns spielt ihr nicht 9. November 1918. Eher spielen wir mit euch Zerstörung Jerusalems ...mehr als euch frechem Geschmeiß lieb ist.« »Mit uns spielt ihr nicht 9. November 1918, eher spielen wir mit euch Zerstörung Jerusalems« – vier Jahre später geschah es, am 9. November 1938.

Lied: So jemand spricht »Ich liebe Gott« und hasst doch seine Brüder EG 412

Erzählung III – Die Novemberpogrome

Pfarrer:

»Den Ausschlag gab der 9. November 1938. Ich beschloss, den Schuldienst aufzugeben und nicht länger Beamtin einer Regierung zu sein, die die Synagogen anstecken lässt.«

Als Pfarrer hat mich dieser Satz völlig sprachlos gemacht. Warum? Er ist so einfach. Es sind 18 Wörter, mehr braucht man für eine geistliche, politische, pädagogische und zutiefst christliche Lebensentscheidung nicht. Und was hätte ich damals getan? Was war denn geschehen? Als Pfarrer, als Mensch, der mit der Bibel lebt, stellt sich mir in der Rückschau der 9./10. November so dar: Mit dem Angriff auf die Juden, ihre Gotteshäuser, die Synagogen, auf ihre heiligen Schriften, die Thorarollen, und auf ihr wirtschaftliches und soziales Leben zeigte die Naziherrschaft ihr Ziel, mit dem jüdischen Volk auch den Glauben an den Gott Israels zu verbrennen. Christen sahen die Feuer und rochen den Rauch, sahen die demolierten Geschäfte, Betstuben und Synagogen und blieben blind dafür, dass der Gott Israels auch der Gott der Christen ist. Als Pfarrer stehe ich in einer Gemeinschaft, die mit mir den Juden Jesus als Messias, als Sohn Gottes bekennt. Bekennen wir uns in Freundschaft und Achtsamkeit auch zu seinen Verwandten?

Damals taten es nur wenige, z.B. Elisabeth Schmitz. Und heute? Nach diesem Tag konnte sie nicht länger Beamtin, christliche Lehrerin, Mitglied eines Schulkollegiums sein, das einer Regierung unterstand, die Synagogen anstecken ließ. Was war geschehen?

Junge Gemeinde I:

In den Nächten vom 9. bis 12. November 1938 wurden in Deutschland, Österreich und im Sudetenland mehr als 1000 Synagogen und Betstuben von den Nazis entweiht, verwüstet, verbrannt. Die Innenräume mit Gebetbüchern, Schriftrollen, Gemeindeakten, Leuchtern und anderem Inventar wurden zerstört. Waren keine Nachbargrundstücke gefährdet, legten die Volks-Genossen ihr geliebtes Feuer. Feuerwehren wurde das Löschen verwehrt.

Junge Gemeinde II:

In diesen Tagen rüpelte sich »Deutschlands Zukunft« durch Tausende Geschäfte jüdischer Eigentümer und Wohnungen jüdischer Bürger, terrorisierte Hunderttausende Menschen, wütete auf Friedhöfen herum, ermordete etwa 100 Menschen, Helfer bei der Polizei verhafteten 30 000 Männer und verschleppten sie in Konzentrationslager und misshandelten sie dort Wochen lang. Über 2000 kamen zu Tode.

Junge Gemeinde I:

Zwei Wochen vor den Pogromen hatte die Staatsmacht 17 000 polnische Juden nach Polen abgeschoben. Sie wurden nachts an die Ostgrenze deportiert, die aber von Polen geschlossen wurde, so dass 8 000 Menschen im Niemandsland zwischen den Grenzgebieten eingeschlossen waren, darunter die Eltern des 17jährigen Herschel Grynszpan, der nach Paris entwichen war. Als er vom Elend seiner Eltern erfuhr, schoss er in der Deutschen Botschaft in Paris auf den Beamten Ernst vom Rath, der an den Folgen des Schusses am 9. November starb – die Gelegenheit für den blitzschnell inszenierten, von niemand gehinderten Schlag gegen die jüdischen Deutschen und ihre Gemeinden.

Junge Gemeinde II:

Seit 1936 waren intensive Kriegsvorbereitungen im Gange, die den Staat Unsummen kosteten. Nun begann eine regelrechte Räuberei: Auf vielen Ebenen wurde das Privatvermögen der jüdischen Familien, der Unternehmer, Ärzte und Rechtsanwälte ausgeplündert. So ergab sich die Möglichkeit, die Opfer des Pogroms zu berauben: 25% des Vermögens lautete die kollektive Geldstrafe, dazu wurden Versicherungsgelder den Juden gestrichen, jüdische Betriebe enteignet, Bargeld, Schmuck, Wertpapiere, Wertgegenstände – alles, was Wert hatte, wurde hemmungslos beschlagnahmt – eine beklemmende Leistung deutscher Rechtspraxis. (Örtliche und regionale Ereignisse können hier eingeflochten werden, gibt es Zeitzeugen oder mittelbare mündliche Traditionen, sollten sie Vorrang haben.)

Pfarrer:

Was manchmal aus dem Blick gerät, wenn die Novemberpogrome isoliert betrachtet werden: Sie waren in der Zielperspektive als Gelegenheit zum Raubzug lange vorbereitet und erwiesen sich ergiebig mit 2 Milliarden als Vorschuss auf den Krieg, der immer näher rückte – und mit ihm der Völkermord. Was war geschehen? Kirchenhistoriker sagen heute, dass die Kirchen das deutsche Judentum bereits im Sommer 1933 ohne zu zögern und bedingungslos dem Nazistaat preisgegeben hatten. Es ist kein kirchlich offizielles Dokument bekannt, dass die Gewalttaten öffentlich kritisiert oder sogar verurteilt hätte. Es gab Kritik an dem Radau- und Rabaukenverhalten, aber die Partei setzte nicht zu Unrecht auf den Antisemitismus im Volk. Wer verhalten Kritik übte, berief sich auf die 10 Gebote: Juden sind auch Menschen. Ungleich wichtiger ist für uns heute: Eine besondere Verbundenheit der Kirche mit dem

Judentum kam nicht zur Sprache. Nein, fast nicht, denn wir haben die Denkschrift von Elisabeth Schmitz gefunden, die wie ein Licht in der Nacht Solidarität mit jenen übte, denen unabgegolten die Verheißung Gottes gilt! Was das bedeutet und welche Gestalt sie annehmen kann, wird die kommende Generation bearbeiten müssen. Müssen. Wird sie es?

Ich schließe mit den Worten Dietrich Bonhoeffers: »Ich glaube, dass Gott aus allem, auch aus dem Bösesten, Gutes entstehen lassen kann und will. Dafür braucht er Menschen, die sich alle Dinge zum Besten dienen lassen. Ich glaube, dass Gott uns in jeder Notlage soviel Widerstandskraft geben will, wie wir brauchen. Aber er gibt sie nicht im Voraus, damit wir uns nicht auf uns selbst, sondern allein auf ihn verlassen.«

Lied: O komm du Geist der Wahrheit, und kehre bei uns ein EG 136

Erzählung IV – Nach dem Krieg

1. Stimme:

Im Jahre 1943 wurden viele Berliner Familien wegen der dauernden Bombenangriffe evakuiert. Elisabeth Schmitz zog in ihr Elternhaus nach Hanau. Ihre Berliner Wohnung wurde im November 1943 durch einen Angriff völlig zerstört. Sie kehrte nicht mehr zurück. (S.16)

3. Stimme:

Nach dem Krieg schreibt Elisabeth Schmitz in einem Brief: »... In irgendeiner Weise möchte ich jedenfalls mitarbeiten am geistigen Aufbau, der doch unbedingt kommen muss, wenn überhaupt etwas werden soll. Manchmal denke ich, dass doch die Schule vielleicht das Allerwichtigste ist.« (E.S. an Prof. Friedrich Meinecke, März 1946)

2. Stimme:

Niemand in der Berliner Kirchenleitung wollte nach dem Krieg etwas von Elisabeth Schmitz wissen. Sie blieb in Hanau, arbeitete bis zur ihrer Pensionierung wieder als Lehrerin, war im Hanauer Geschichtsverein aktiv. Erst wurde ihre Denkschrift vergessen, dann vermutete man viele Jahre lang eine andere Verfasserin. – Elisabeth Schmitz starb am 10. September 1977, einsam, viele Jahre vergessen. Im Jahre 2005 wurde ihr Grab eine Ehrengrabstelle.

1. Stimme:

»Wenn es mehr mutige Menschen wie Dich gegeben hätte«, schrieb ihr ein Freund nach dem Krieg, »hätten wir wahrscheinlich nicht das Schlimmste auskosten müssen. Du bist zwar kein Opfer, aber ein Vorbild, und jeder Ehrung und Bevorzugung vor vielen würdig!« (Kurt Theodor an Elisabeth Schmitz, Brief vom 15.12.1946, zit. n. Dietgard Meyer, Elisabeth Schmitz: Die Denk-

schrift »Zur Lage der deutschen Nichtarier«, in: H. Erhart, I. Meseberg-Haubold, D. Meyer, Katharina Staritz 1903-1953, Mit einem Exkurs Elisabeth Schmitz, Neukirchener Verlag 1999, S. 187 – 269, hier: S. 214)

Fürbitte

Pfarrer und Junge Gemeinde:

Gott Israels und der Christen, wir stehen vor dir mit der Last der Geschichte unseres Volkes und unserer Kirchen. Du hast Israel zuerst berufen und zum Zeugen deiner Liebe erwählt. Generationen unserer Vorfahren haben sich dieser Vor-Liebe und ihrer Wahrheit verschlossen und sie durch judenfeindliche Irrlehren ersetzt. So wurden sie kalt und mitleidlos gegenüber jüdischem Leid und zu Wegbereitern schwerster Verbrechen gegen den Augapfel Gottes. Überall in unserem Land beteiligten sich Menschen daran, Gotteshäuser zu zerstören und Schriftrollen mit deinem heiligen Namen zu verbrennen, Menschen deines Volkes zu demütigen, zu quälen, zu ermorden. Erbarme dich derer, die Juden hassen, fein im Stillen, rüpelig im Lärm! Lass sie umkehren und richte ihre Füße auf den Weg des Friedens. Erbarme dich unser, die wir Verantwortung tragen für dieses schwere Erbe, unser, die wir umkehren wollen zu dir und nicht wissen, ob Umkehr auch Bestand haben wird. Wecke in uns immer neu die Liebe zu deinem ersterwählten Volk und lass uns zusammen ein Segen werden für deine Welt!

Wir sprechen das Vaterunser

Segen

Stärkt die müden Hände und sagt denen, die ein verzagtes Herz haben: Fürchtet euch nicht!

Gott segne und behüte uns, Gott lasse sein Angesicht leuchten über uns und sei uns gnädig Gott erhebe dein Angesicht auf uns und gebe uns Frieden. Amen

Lied: Die Güt und Treue werden schön einander grüßen müssen 283, 6

Literatur:

Manfred Gailus (Hg.), Elisabeth Schmitz und ihre Denkschrift gegen die Judenverfolgung. Konturen einer vergessenen Biografie, Wichern-Verlag, Berlin 2008

Ökumenischer Gottesdienst zum Gedenken an die Novemberpogrome 1938 Stunde der Erinnerung an die Novemberpogrome 1938 Entwurf: Michael Volkmann, Denkendorf, www.denkendorfer-kreis.de

... Ja, das Werk unsrer Hände wollest du fördern! Psalm 90, 17

Vergänglichkeit? Vergeblichkeit? Mitarbeit! Liturgie für einen Gottesdienst im Rahmen der Friedensdekade 2016 Helmut Ruppel

»David konnte Psalmen verfassen, und was kann ich? Ich kann die Psalmen sagen.« Rabbi Uri, der Seraf, Ende des 18. Jahrhunderts

Psalm 90 hat einen Ort im Familiengedächtnis, in der beruflichen Praxis, im seelsorgerlichen Alltag, im wach-weisheitlichen Leben von Juden und Christen.

Kein Silvesterabend, ohne dass der Großvater las: »Tausend Jahre sind vor dir wie ein Tag, der gestern verging...«. Keine Beerdigung ohne den Impuls für die Lebenden: »Ach, lehre uns unsere Tage zählen, damit wir weisen Herzens seien...« Keine Bußtagsandacht ohne die Bekümmerung: »Wir bringen unsere Jahre zu wie ein Geschwätz...« Keine Morgenandacht ohne das beherzte Gebet: »Erfüll' uns früh mit der Huld!« Kein Blick auf das Alter ohne das vertraute: »...und wenn's köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen...«

Wir haben aus Moses Mendelssohns Übersetzung zitiert; er beschließt den Psalm mit einer bewegenden Wortwahl: »Unsres Gottes Freundlichkeit werde uns beschieden; so gelinget unsrer Hände Werk. Gelinget nur durch ihn.« Der Weg durch den Psalm nimmt in weisheitlicher Glaubenssicht viele Erfahrungen auf – so ist er nun endlich als Predigttext vorgeschlagen worden¹, das EG hatte ihn schon aufgenommen (ohne V. 6a – seltsam!), aber ohne den Psalmschluss, so dass die irritierende Situation entsteht: Gottesdienstgäste lesen den Psalm als Predigttext mit, aber nur bis Vers 14, denn die VV. 15-17 sind eingeklammert. Besonders bedauerlich, dass der Schluss fehlt, denn er dreht in gewisser Weise den gesamten Psalm in ein anderes Licht...

Empfehlung: Bitte den Psalm ganz oder – mit Einführung – nur Vers 17 lesen, denn: »Fördere das Werk unserer Hände! Wer so betet, will arbeiten.«

Jürgen Ebach ärgert sich, dass der Psalm nicht ausreden darf und im wörtlichen Sinne in der Bestattungsagende eingesargt wird, ja durch den unhörbaren Schluss sich zwischen Vergänglichkeit und Vergeblichkeit – alttestamentlich – verliert. Walter Jens ruft sogar Thomas Mann als Advokaten der Vergänglichkeit auf², ruft Luther auf mit seinem Empfinden der Mühseligkeit: »Dieser Psalm ist ein kurz, fein, reich voll Gebetlein, darin Moses beschreibet das

mühsame Leben und ängstliche Sterben der Menschen, und wo solche Angst herkommen und wo wir, beide im Leben und Sterben, sollen Trost suchen, nämlich bei dem ewigen barmherzigen Gott .«

Aber ist das die Rederichtung des Psalms, der viele Erfahrungen ausspricht, die nahe bei Hiob und in der Weisheit liegen? Und er mag auch für Melancholiker und Depressive eine große Verführung zum Schicksalsglauben bereithalten, dennoch: »Schicksal«, das Wort wie die Sache, sind kein biblisches Thema, nicht einmal als abzuwehrendes Denken wird es erwähnt, es gibt gar kein Wort für »Schicksal«. Gottes Grimm, menschliche Miserabilität, Gottes Wutschnauben, menschliche Verzagtheit – Psalmenstimmen halten immer dagegen. »Ich weiß, dass mein Erlöser lebt«, Hiob weiß von einem anderen Angesicht Gottes. »Unsres Gottes Freundlichkeit werde uns beschieden!«, Mendelssohn berührt den Nerv des biblischen Gottesbildes! Gott lässt sich mit »Du« ansprechen, die Bitte um »Gottes Reue« (Ebach) ist etwas anderes als die »Macht des Schicksals«.

Worauf richtet sich die Bitte um Gottes Zuwendung, Umkehr, Reue, Stärkung?

Angesichts der elendserfüllten Sterblichkeit auf Unsterblichkeit? Angesichts der niederdrückenden Arbeitslast auf paradiesische Muße?

»Stattdessen geht die Bitte auf ein Leben, das von Freude erfüllt ist, auf Arbeit, die Bestand hat... Ps 90 mündet in die Bitte um Arbeit und Leben, die nicht von Vergeblichkeit, sondern von Beständigkeit gekennzeichnet sind... die Bitte geht nicht darauf, dass Gott an Stelle des Menschen handeln, sondern dass die menschliche Arbeit gelingen möge. Gottes Tun ersetzt nicht das Tun des Menschen, sondern ermöglicht es. Die Bitte am Ende des Psalms gilt der Überwindung der Vergeblichkeit des Tuns, nicht der Aufhebung der Vergänglichkeit. Verlässliche Beziehungen, Arbeit, die nicht vergeblich ist... Es bedarf eines langen Atems, bis er bei dieser Bitte angekommen ist. Die Predigt soll nicht langatmig sein, aber einen solchen langen Atem haben.«3

Warum muss dann dieser Schluss weggeschnitten werden, wo es doch in vielen Lagen unseres beruflichen Lebens um diese Stärkung geht – im Gemeindealltag wie im Alltag »frei-williger« Sühnezeichen-Friedensarbeit? Genau dies, die sich verstärkende Mutlosigkeit, ein Grundgefühl der Aussichtslosigkeit diakonisch-menschenrechtlichen Engagements, die lähmende Verblüffung angesichts des stärker und breiter werdenden nationalistischen Denkens, ein Basiszweifeln an der Sinnhaftigkeit der Arbeit in Versöhnungsund Friedensprojekten, kurz: wider die um sich greifenden Lebenshemmungen – dies atmet die Psalmenbitte um segensreiche, stärkende und ermutigende Begleitung. Dass doch die Arbeit Bestand, Festigkeit und Sinn verbürge. Wer

den Psalm aufteilt in 1-12 und 13-17, läuft Gefahr, entweder in Zynismus oder Illusion zu verfallen.

Denken wir noch einmal an Rabbi Uri aus Galizien vor rund 200 Jahren, der sich darauf besann, mit den Worten des Psalms das zu sagen, was er mit den eigenen nicht oder noch nicht konnte. Rose Ausländer konnte schon sagen »Sei was du bist / gib was du hast«4. Aber Lebensangst und unbestimmte Verdrossenheit machen es anderen schwerer. Und das wird zu Zeiten des Psalmenentstehens nicht anders gewesen sein, dennoch: Für Immer-Niedergeschlagensein vor dem Zorn Gottes, das wäre eine »Infragestellung all dessen, was in Israel über Gott gehört und gelernt wird.«5

Er möge doch die Betenden entlassen in die gestaltende Welt, nicht in eine quietistisch-melancholische Welt, gehört doch der Psalmvers zu den Schabbatausgangsgebeten. Damit hat Walter Strolz recht, wenn er V. 17 als Bitte um eine "gesegnete Weltzeit" versteht". So wird "Zeit" mit einem biblischen Grundwort "Treue", Treue Gottes, Verlässlichkeit des Schöpfers.

Noch zur Übersetzung: Es gibt sehr eindringliche Übersetzungen, allesamt sind sie darum bemüht, das Stärkende, Vergewissernde, Festmachende, Aufrichtende, schöpferisch Ermutigende, Bestand Verleihende herauszustellen – dieser Grundton bestimmt alle Versuche (s. Buber, Zenger, Bibel in gerechter Sprache, Strolz, Ebach).

Wir bleiben bei »fördern«, weil es um etwas geht, was schon begonnen hat und als förderungswürdig eingeklagt wird, zudem festhält, dass es einer Förderung bedarf. Über den tiefen Zusammenhang zwischen fördern und fordern und ob nicht beides von Gott her ineins fällt, darf man nachdenken.

»So schließt der Psalm mit der Hoffnungsperspektive, Gott möge »seinen Knecht« befähigen, durch sein Tun das Leben zu stärken – gerade gegen die Todesmächtigkeit, die in das Leben hineinragt. Wo und weil Gott mit an dem Werk ist, das Menschen tun, hat solches Tun an der ›Festigkeit« Gottes selbst Anteil.«

»Vor allem aber heißt den Psalm zu sagen, teilzuhaben an den Erfahrungen derer, die vor uns waren und ohne die wir nicht wären.«⁸

stichWORT p – GPM J.Ebach, Ps. 90, 1-14 (15-17), 2015/16, Reihe II, 22.11. 2015, erreichbar auch:http:www.v-r.de/de/magazine-o-o//goettinger_predigtmeditationen-500010/

- 2 Walter Jens, Über die Vergänglichkeit, Der 90. Psalm, in: ders., Einspruch, München 1992, 215-229, 228f.
- 3 Jürgen Ebach, a.a.O., S.10
- 4 Rose Ausländer, Noch bist du da, in: dies., Regenwörter, Stuttgart 1994, 95
- 5 Klara Butting, Unterwegs zu einer biblischen Spiritualität, Uelzen 2011, 88
- 6 Walter Strolz, Psalm 90 Gabe und Last der Zeit, in: Aus den Psalmen leben, hsrg. v. Walter Strolz, Freiburg 1979, 146-160, 160
- 7 Erich Zenger, Frank-Lothar Hossfeld, Psalmen 51-100, 2000, 613
- 8 Jürgen Ebach, »Unsere Lebenszeit währt siebenzig Jahre«, Bibelarbeit über Psalm 90, in: ders., Biblische Erinnerungen, 113-129

Witz zur Weisheit:

»Lieber Gott, stimmt das, dass tausend Jahre für dich nur ein Moment sind?«
»Ja, das stimmt.« – Und, lieber Gott, stimmt das, dass tausend Euro für dich nur ein Cent sind?« – Ja, das stimmt.« »Ach, lieber Gott, dann gib mir doch einen Cent!« – »Aber gern doch, warte nur einen Moment!«

Zur Friedensdekade 2016: Anstöße aus Paul Gerhardts Liedern

»des Krieges Schluss, der Waffen Ruh und alles Unglücks Ende!« – Kriegsspuren bei Paul Gerhardt

Björn Borrmann

Die Lieder Paul Gerhardts sind nach wie vor beliebt und werden in vielen Gemeinden gerne gesungen. In ihnen spiegeln sich, oft genug übersungen, die Geschehnisse des Dreißigjährigen Krieges wie der Pest-Epidemien seiner Zeit. Die hier vorgeschlagenen Lieder und Strophen fokussieren die Kriegsspuren im Gemeindegesang.

Damit die Andacht nicht zu einer hymnologischen Liebhaberei verkommt, sind bewusst keine Gebete vorgeschlagen. Hier sollten unbedingt aktuelle Anliegen vorkommen, die die Menschen am Ort angehen.

Musikalisches Vorspiel

Votum

Begrüßung

Psalmlied: Herr, der du vormals hast dein Land in Gnaden angeblicket EG 283

Gebet

Lesung Jesaja 59, 12b-19

Unsre Abtrünnigkeit steht uns vor Augen, und wir kennen unsre Sünden: Abtrünnig sein und den HERRN verleugnen und abfallen von unserm Gott, Frevel reden und Ungehorsam, Lügenworte ausbrüten und bedenkenlos daherreden. Und das Recht ist zurückgewichen, und die Gerechtigkeit hat sich entfernt; denn die Wahrheit ist auf der Gasse zu Fall gekommen, und die Aufrichtigkeit findet keinen Eingang. Und die Wahrheit ist dahin, und wer vom Bösen weicht, muss sich ausplündern lassen. Das alles sieht der HERR und es missfällt ihm sehr, dass kein Recht ist. Und er sieht, dass niemand auf dem Plan ist, und verwundert sich, dass niemand ins Mittel tritt. Da hilft er sich selbst mit seinem Arm, und seine Gerechtigkeit steht ihm bei. Er zieht Gerechtigkeit an wie einen Panzer und setzt den Helm des Heils auf sein Haupt und zieht an das Gewand der Rache und kleidet sich mit Eifer wie mit einem Mantel. Nach den Taten wird er vergelten, mit Grimm seinen Widersachern, mit Vergeltung seinen Feinden; ja, den Inseln will er heimzahlen, dass der Name des HERRN gefürchtet werde bei denen vom Niedergang der Sonne und seine Herrlichkeit bei denen von ihrem Aufgang, wenn er kommen wird wie ein reißender Strom, den der Odem des HERRN treibt.

(Paul Gerhardt 1648, nach der Melodie: Nun lob, mein Seel, den Herren)

- I. Gott Lob! Nun ist erschollen
 Das edle Fried- und Freudenwort,
 Daß nunmehr ruhen sollen
 Die Spieß und Schwerter und ihr Mord.
 Wohlauf und nimm nun wieder
 Dein Saitenspiel hervor,
 O Deutschland, und sing Lieder
 Im hohen vollen Chor.
 Erhebe dein Gemüte
 Zu deinem Gott und sprich:
 Herr, deine Gnad und Güte
 Bleibt dennoch ewiglich!
- 2. Wir haben nichts verdienet
 Als schwere Straf und großen Zorn,
 Weil stets noch bei uns grünet
 Der freche schnöde Sündendorn.
 Wir sind fürwahr geschlagen
 Mit harter, scharfer Rut,
 Und dennoch muß man fragen:
 Wer ist, der Buße tut?
 Wir sind und bleiben böse,
 Gott ist und bleibet treu,
 Hilft, daß sich bei uns löse
 Der Krieg und sein Geschrei.
- 3. Sei tausendmal willkommen,
 Du teure werte Friedensgab!
 Jetzt sehn wir, was für Frommen
 Dein Bei-uns-wohnen in sich hab;
 In dir hat Gott versenket
 All unser Glück und Heil.
 Wer dich betrübt und kränket,
 Der drückt sich selbst den Pfeil
 Des Herzleids in das Herze
 Und löscht aus Unverstand
 Die güldne Freudenkerze
 Mit seiner eignen Hand.

- 4. Das drückt uns niemand besser In unser Herz und Seel hinein Als ihr zerstörten Schlösser Und Städte voller Schutt und Stein; Ihr vormals schönen Felder Mit frischer Saat bestreut, Jetzt aber lauter Wälder Und dürre wüste Heid; Ihr Gräber voller Leichen Und blutgen Heldenschweiß Der Helden, derengleichen Auf Erden man nicht weiß.
- 5. Hier trübe deine Sinnen,
 O Mensch, und laß die Tränenbach
 Aus beiden Augen rinnen,
 Geh in dein Herz und denke nach:
 Was Gott bisher gesendet,
 Das hast du ausgelacht,
 Nun hat er sich gewendet
 Und väterlich bedacht,
 Vom Grimm und scharfen Dringen
 Zu deinem Heil zu ruhn,
 Ob er dich möchte zwingen
 Mit Lieb und Gutestun.
- 6. Ach, laß dich doch erwecken, Wach auf, wach auf, du harte Welt, Eh als das harte Schrecken Dich schnell und plötzlich überfällt! Wer aber Christum liebet, Sei unerschrocknes Muts, Der Friede, den er gibet, Bedeutet alles Guts. Er will die Lehre geben: Das Ende naht herzu, Da sollt ihr bei Gott leben In ewgem Fried und Ruh.

Lesung Matthäus 5, 1-10 (Seligpreisungen) oder 10, 26-28

Lied: Zieh ein zu deinen Toren

EG 133, 7-10

ergänzt um die Originalstrophe:

8a. Ach edle Friedensquelle, / schleuß deinen Abgrund auf und gib dem Frieden schnelle / hier wieder seinen Lauf. Halt ein die große Flut, die Flut, die eingerissen, so dass man siehet fließen / wie Wasser Menschenblut.

Ansprache oder Meditation oder kurze persönliche Berichte zu Kriegsspuren in der eigenen Familiengeschichte

(weitere Materialien: https://ekd.de/download/bittgottesdienst_2016.pdf) vielleicht mit Liedstrophen dazwischen: Nun lasst uns gehn und treten EG 58

2. Wir gehn dahin und wandern von einem Jahr zum andern, wir leben und gedeihen vom alten bis zum neuen 10. Schließ zu die Jammerpforten und lass an allen Orten auf so viel Blutvergießen die Freudenströme fließen.

3. durch so viel Angst und Plagen, durch Zittern und durch Zagen, durch Krieg und große Schrecken, die alle Welt bedecken.

Gebet

Zeitgenössisches Lied – unserer Tage oder der Tage Paul Gerhardts

Verleih uns Frieden gnädiglich

(Melodie: Matthias Nagel * 1958) in: Singt Jubilate 72, Durch Hohes und Tiefes 229,

oder: Herr, der du Hilf und Rat verheißt

nach der Melodie »Vater unser im Himmelreich«

- I. Herr, der du Hilf und Rat verheißt / Gott Vater, Sohn und Heilger Geist,
 Du heiligste Dreifaltigkeit / Erbarme dich der Christenheit.
 Erbarme dich, du treuer Gott. / Erbarme dich in aller Not.
- 2. Verschon und, Gott, ach Gott, verschon / und gib uns nicht der Sünden Lohn:

Gedenk an deine große Gnad / und nicht an unsre Missetat. Gib, dass durch dich ohn Schaden bleib / Ehr, Hab und Gut, auch Seel und Leib.

- 3. Wir bitten dich, o Vater noch, / um Christi willen hilf uns doch. Durch dein' Geburt, Blut, Schweiß und Not / durch deine Wunden, Kreuz und Tod,
- auch Auferstehn und Himmelgang / hilf uns all unser Leben lang.
- 4. Verleihe, dass bei reiner Lehr' / auch Gottesfurcht bei uns sich mehr, und man die Jugend wohl erzieh', / all Ärgernis und Sünden flieh. Hilf, dass mit Schanden untergehn / die deinem Worte widerstehn.
- 5. Lass die Regenten insgesamt / sorgfältig sein in ihrem Amt. Erhalt und segne immerfort / die Obrigkeit an unserm Ort. Gib heilsam, friedlich Regiment / Pest, Teu'rung, Unglück von uns wend'.
- 6. Hilf allen denen, die in Pein / und in sehr großen Nöten sein. Zerbrich das Joch, nimm weg die Last / damit du sie beleget hast. Durch deine Allmacht, Güt und Treu / aus Not sie rett' und mache frei.
- 7. O Jesu Christe, Gottes Sohn, / o Jesu Christ, der Gnaden Thron, o Jesu Christ, du Gottes Lamm, / das aller Welt Sünd auf sich nahm, Erbarme dich, hör unser Bitt': / Erbarme dich, gib deinen Fried'.

8. = 1. Strophe

aus: Johann Crüger, Praxis Pietatis Melica, Editio XXIV, Berlin 1690, S 1260f. Rechtschreibung angepasst.

Segen

Musikalisches Nachspiel

Kriegsspuren

Beobachtungen und Überlegungen zu den Bibeltexten der Friedensdekade Matthias Loerbroks

1. Jesaja 59, 1.2.8.9.21

Sieh, nicht zu kurz ist die Hand des Ewigen um zu befreien, nicht zu stumpf sein Ohr um zu hören, sondern eure Verfehlungen sind Trennwände geworden zwischen euch und eurem Gott.

Den Weg des Friedens kennen sie nicht; es gibt kein Recht auf ihren Bahnen; ihre Pfade haben sie sich verkrümmt; alle, die darauf gehen, kennen den Frieden nicht.

Darum:

Fern ist von uns das Recht, Gerechtigkeit erreicht uns nicht; wir hoffen auf Licht und siehe: Finsternis; auf das Aufstrahlen, doch wir gehen im Dunkeln.

Und ich - dies ist mein Bund mit ihnen, hat der Ewige gesprochen:

Mein Geist, der auf dir ist, und meine Worte, die ich in deinen Mund gelegt habe, sollen nicht weichen von deinem Mund und vom Mund deines Samens und vom Mund des Samens deines Samens, hat der Ewige gesprochen, von jetzt an bis auf ewig.

a) Der Kontext

Der dritte Teil des Jesajabuchs (Kap. 56-66) nimmt eine Trümmerlandschaft in den Blick. Teile der von Babel Verschleppten sind nach Jerusalem zurückgekehrt. Die Stadt ist zerstört, die Spuren des Kriegs und der Niederlage sind unübersehbar.

Aufbau oder Wiederaufbau? Das war auch 1945 die Frage. Im Westen gab es zahlreiche Wiederaufbauprogramme, in Westberlin erinnern noch heute entsprechende Plaketten an Hauswänden daran. Im Osten ging es um Aufbau: Der Sozialismus sollte aufgebaut werden, eine neue Gesellschaft, die eine Wiederkehr des gerade geschehenen Schreckens unmöglich macht; und nicht etwa sollte der Zustand restauriert werden, der 1933 in die Katastrophe geführt hatte. Sondern vorwärts! Und nicht vergessen! Der Streit spaltete auch die Evangelische Kirche. Da gab es diejenigen, die da weitermachen wollten, wo sie 1933 aufgehört hatten – das forderten freilich vor allem diejenigen, die 1933 keineswegs aufgehört hatten, geschweige denn aufhören mussten. Und es gab diejenigen, die Umkehr forderten und selbst betrieben, die Irrwege erkannten und benannten, vor allem die Verfasser des Darmstädter Worts von 1947 und unter ihnen vor allem Hans Iwand, für den ein Denken aus der Umkehr heraus zum theologischen Programm wurde.

Im dritten Teil des Buchs wird die hoffnungsvolle Botschaft des mittleren (Kap. 40-55) festgehalten, aber angesichts der bedrückenden Lage und der bedrückten Stimmung diskutiert. In der Mitte (Kap. 60-62) stehen strahlende Verheißungen; dieser Mittelteil ist umrahmt (59, 15-21; 63, 1-7) von Ansagen, dass JHWH, der Gott Israels, direkt eingreift. Der äußere Rahmen (56, 1-8; 66, 18-24) betont, dass künftig alle Menschen dazugehören sollen, und verbindet das mit den Stichworten Schabbat und Berg Zion – der Schabbat wird so zum Inbegriff künftigen Friedens, Zion greift die Vision der Völkerwallfahrt (2, 1-5) auf, also ebenfalls Frieden. Zwischen diesem äußeren Rahmen und dem seinerseits umrahmten Zentrum wechseln in 56-59 und 63-66 Anklagen, Klagen und Gnadenzusagen, die sich um diese Mitte herum spiegeln.

Diejenigen, die diesen dritten Teil zusammenstellten, sind wohl auch die, die das gesamte Jesajabuch zusammenkomponiert haben. Mischpat (Recht), zedaka (Gemeinschaftsgerechtigkeit, Bewährung) und jeschua (Befreiung) sind nicht nur Überschrift und Leitworte dieses dritten Teils – in den Klagen und Anklagen als vermisst gemeldet, in den Verheißungen als kommend angekündigt -, sondern gehören auch zu den Stichworten, die alle drei Teile des Buchs verbinden. Zu ihnen gehört auch Licht, das in unserem Text vermisst wird: Im ersten Teil (9,1) sieht das Volk, das im Dunkeln wandelt, großes Licht; in der Mitte des zweiten (49,6) wird das Volk selbst, als Knecht JHWHs, zum Licht der Völker; in der Mitte des dritten (60,1ff.) wird das Kommen des Lichts trotz bleibender Finsternis der Völkerwelt angekündigt. Auch das Wort »trösten« ist eine Verklammerung der drei Teile: Der erste Teil des ersten Teils schließt mit der Verheißung, dass Israel einst sagen wird: Ich danke dir, JHWH, dass du mir gezürnt hast, dass dein Zorn umgekehrt ist und du mich tröstest (12,1); der mittlere beginnt (40,1) mit der Aufforderung: Tröstet, tröstet mein Volk; der dritte schließt mit der Verheißung: Ich werde euch trösten, wie einen Mann seine Mutter tröstet: An (oder: in; oder: durch) Jerusalem werdet ihr getröstet (66,13).

b) Der Text

Kapitel 59 hat drei Teile. In vvi-8 wird Anklage erhoben, wobei vvi-2 verzagte, verbitterte Reden der Adressaten aufnehmen, deren Eindruck der Gottverlassenheit zwar bestätigen, aber über deren Gründe streiten: JHWHs Hand ist nicht zu kurz, um zu befreien; sein Ohr nicht zu stumpf, um zu hören, sondern die Sünden und Verfehlungen des Volkes sind wie Trennwände zwischen ihm und Gott. V3 begründet diese Einschätzung; etwas merkversartig – Hände, Finger, Lippen, Zunge – geht es ums Handeln und ums Reden. V4 markiert den Übergang von der Anrede in zweiter zum Bericht in dritter Person. Er beginnt mit zwei Vermisstenanzeigen – sie werden in v15f. wieder aufgegriffen: Keiner ruft Recht aus; keiner richtet mit Wahrheit, mit Treue. Auffällig bei dem, was statt

des Vermissten da ist, ist das Wort »tohu«. Es erinnert an tohu wa bohu in Gen 1: Sich sichern am Chaos ist ein schreiender Widerspruch, und zu dem damit angedeuteten Rückgängigmachen der Schöpfung passt das Vermissen des Lichts in vvof. Dies Chaos wird sodann als Kette von Schwangerschaft, Geburt und Ausbrüten von Grässlichem geschildert – das mit Bösem schwanger Gehen wird v13 bestätigt –, der in v21 eine verheißungsvolle Generationenfolge entgegengestellt wird. In vv5f. wechselt das Bild zur handwerklichen Produktion: Spinnen von Fäden, vergebliche Versuche, daraus Gewänder zu machen – dem steht die Bekleidung JHWHs v17 gegenüber: Hier geht es um Taten des Terrors (chamas) – dort um Gerechtigkeit und Befreiung. Und gewiss ist bei beiden Textilien auch an Texte zu denken. In vv7f. geht es ums Laufen von Füßen, darum auch um Straßen, Wege, Pfade, Bahnen, Spuren – buchstäblich also um Halacha, und in diesem Zusammenhang wird zweimal die Unkenntnis von Frieden und Wegen des Friedens betont (v8).

Mit »darum« beginnt in v9 etwas Neues. Darum, al cen, so beginnt in klassischer prophetischer Rede nach der Anklage die Urteilsverkündung, die Strafankündigung. Hier jedoch beginnt stattdessen ein Schuldbekenntnis der Angeklagten: Sie sprechen das Urteil selbst, deuten ihre Misere als Folge ihrer Verfehlungen. Das Fehlen von mischpat, zedaka (v9) und jeschua (v11) wird eingeräumt, die Punkte der Anklage, awon und chata (v2), werden bestätigt (v12), und bestätigt wird auch, dass die Gottesferne, das Tappen im Dunkeln (vv9f.) Folge dieser Verfehlungen ist.

Vv15-21 verweisen voraus auf den helllichten Mittelteil, Kap. 60-62. Sie schildern die Reaktion JHWHs – und die ist erstaunlich. Zweimal wird betont, dass er sah (im Hebräischen wird da mit dem Gleichklang zwischen »er sah« und »böse« gespielt), und dann noch, dass er staunte. Wieder geht es ums Vermissen: kein Recht, kein Mann, keiner, der dazwischentritt – dreimal ejn. Doch die Folge dieses Sehens, Staunens, Vermissens ist nicht Strafe, sondern: Er muss es nun selbst tun – sein Arm befreit, seine Gerechtigkeit stützt ihn selbst (v16) – als Antwort auf das Vermissen des mafgia (v16): eines, der dazwischentritt. V17 beschreibt dann ausführlich Ausrüstung und Bekleidung für diesen Einsatz, und das klingt – Kleid der Rache, Eifer als Mantel – schon recht bedrohlich. Doch in v18f. wird deutlich, dass dies Einschreiten nicht gegen Israel gerichtet ist, sondern gegen dessen Feinde, die auch seine Feinde sind. Auffällig ist dabei das doppelte Bezahlen in v18 – »die aber, die ihn hassen, bezahlet er mit Grimm«, ließe sich mit Paul Gerhardt (EG 302,7) singen und sagen. Kein Friede (schalom) ohne dieses Bezahlen (schalam).

Es klingt zunächst nach einem doppelten Kommen – zweimal ist von Kommen die Rede (vv19.20), zweimal auch von der ruach JHWHs (vv19.21) –

in v10 eher im Sinn von Wind, in v21 gewiss im Sinn von Geist, aber nicht zufällig dasselbe Wort: der Name JHWHs, seine Ehre, sein Glanz erscheinen und kommen in West und Ost als drängender Strom, nahar zar (v10) – das nimmt die zarim, die Bedränger aus v18 auf -, angetrieben von seinem Geistwind; für Zion hingegen kommt er als goel (v2o), als einer also, der in Verschuldung geratene enge Verwandte freikauft. Das Wort goel wirft rückblickend Licht auf das doppelte Bezahlen der Bedränger und Feinde in vi8: Bezahlen der Feinde mit Grimm als Freikauf Israels. Der Freikäufer kommt für Zion, kommt für die in Jakob, die von pescha, Abrünnigkeit, umgekehrt sind (v20) – das Wort taucht zweimal im Sündenbekenntnis des Volkes (v12) auf, wurde dort den beiden Anklagepunkten awon und chata (v2) hinzugefügt; es wird sich also bei den Umgekehrten um ganz Israel handeln, nicht nur um eine bußfertige Fraktion. Es wird deutlich: Es handelt sich vv18ff. nicht um zweierlei Kommen JHWHs, sondern um zwei Aspekte seines Kommens. Dass er es den Feinden und Bedrängern heimzahlt (v18), in West und Ost als drängender Strom gegen Bedränger wirkt (v10), das tut er als Freikäufer für Zion (v20); und umgekehrt: Dass er seinem Volk die Treue hält, lässt seinen Namen, seine Ehre unter den Völkern aufleuchten.

V21 unterstreicht die Bindung zwischen JHWH und Israel, die bereits der Begriff goel andeutete, der enge Verwandtschaft signalisiert: Ich – dies ist mein Bund mit ihnen, heißt es zu Beginn, was diesen Bund zu so etwas wie Gottes Identität macht. Mein Geist, der auf dir ist – das weist voraus auf 61, 1: Der Geist meines Herrn, JHWHs, ist auf mir. An beiden Stellen geht es da nicht nur um die Einzelperson eines uns unbekannten Propheten, sondern ähnlich wie beim Knecht JHWHs im mittleren Teil des Buchs um das kollektive Ich, das kollektive Du Israels. Das deutet die Generationenfolge an: dein Same und der Same deines Samens. Durch die Schlussworte »von jetzt an bis auf ewig« wird diese Generationenfolge mit der dauerhaften Präsenz und Wirksamkeit des Wortes Gottes verbunden, was durch die viermalige Nennung des Stichworts »Mund« ein- und nachdrücklich betont wird: Ich lege mein Wort in deinen Mund; es soll nicht weichen aus deinem Mund und aus dem Mund deines Samens und aus dem Mund des Samens deines Samens. Wer auf den Mund Israels hört, hört das Wort JHWHs; wer nicht, nicht.

Die für die Friedensdekade ausgesuchten Verse dieses Kapitels – vielleicht eine allzu knappe Auswahl? – stammen aus allen drei Teilen dieses Kapitels: vvi.2.8 sind Anfang und Schluss der Anklage; v9 Beginn des Schuldbekenntnisses; v21 der Schluss der strahlenden Vision vom Kommen und Eingreifen JHWHs und Übergang zu den Zusagen in Kap. 60-62.

c) Kriegsspuren und Wege des Friedens

Verheerungen, Trümmer und Traumata machen nicht automatisch klug und friedensfähig, öffnen nicht als solche die Augen, klären nicht von sich aus auf. Sie können auch zu Verbitterung führen, zu der gekränkten und empörten Behauptung, dass Gottes Hand zu kurz zum Befreien, sein Ohr zu stumpf zum Hören ist. Und diese gekränkte Empörung führt die von ihr Befallenen auf die falsche Spur: nämlich erneut auf den Kriegspfad, nicht auf Wege des Friedens.

Das 59. Kapitel des Jesajabuchs lehrt nicht nur Umkehr, es verkündet auch, dass es verheißungsvoll und befreiend ist umzukehren. Uns Christen, Jüngerinnen und Jüngern Jesu aus der Völkerwelt, wird uns Gott hier vorgestellt als derjenige, der sich als Freikäufer seines Volks Israel betätigt; der sein Wort seinem Volk aller Generationen in den Mund legt, bis auf den heutigen Tag und auf immer. Das lehrt uns Umkehr im christlich-jüdischen Verhältnis und deutet an, dass diese Umkehr verheißungsvoll und befreiend ist; befreiend nämlich von unserem Tappen im Dunkeln, von unserer Unkenntnis der Wege des Friedens. Es hat zwar einen traurigen Grund, aber es ist gut und hilfreich und augenöffnend, dass auch in diesem Jahr das Pogromgedenken am 9. November Teil der Friedensdekade ist. Der Friede Israels unter den Völkern ist biblisch die Bedingung der Möglichkeit von Weltfrieden. So sind wir nun in der Völkerwelt Botschafter an Christi statt, denn Gott tröstet, ermahnt, ermutigt durch uns; so bitten wir nun an Christi statt: Lasst euch versöhnen mit Gott – und mit seinem Volk (2. Kor 5,20).

Der vor kurzem verstorbene jüdische Theologe Michael Wyshogrod schrieb:

»Was Israels Probleme mit seinem Gott auch sein mögen, wie groß Israels Sünde und Gottes Zorn sein mag, der Streit ist ein Familienstreit zwischen Israel und seinem Gott, seinem Vater. Es ist ein sehr, sehr gefährliches Unterfangen, wenn Fremde sich dazwischenmischen, wenn sie die Mängel des Sohnes hervorheben, um sich an ihnen gütlich zu tun, um eine Theologie aus ihnen zu machen und sich ihretwegen besser zu dünken. Wie schrecklich der Ärger eines Vaters über seinen Sohn auch sein mag, es ist ein Ärger, den er sich leisten kann, denn dahinter steht die Liebe eines Vaters. Wenn andere sich von diesem Ärger stimuliert fühlen, so kommt etwas gänzlich anderes ins Spiel, und der Vater kann nur schockiert sein. Es ist sehr gefährlich, in solche Familienstreitigkeiten verwickelt zu werden. Wer das tut, wird sich den Zorn beider Seiten zuziehen.

Ich will darum offen sein. Es ist nicht die Sache der Heiden, auf die Sünden Israels zu sehen. Es ist nicht die Sache der Heiden, Israel zu seiner Sendung zu rufen, sich ihm moralisch überlegen zu fühlen und ihm gegenüber die Rolle

der Propheten zu spielen. Es ist die Sache der Heiden, dieses Volk zu lieben, notfalls blind, unerschütterlich, nicht unparteiisch, sondern parteiisch, und den Instinkten dieses Volkes zu vertrauen, das Gott als sein Eigentum erwählt hat. Wenn es nottut, wird es wohl gezüchtigt werden von seinem Vater, der sich nicht zum Narren halten lässt. Aber wehe den Heiden, die zur Rute von Gottes Züchtigung an Israel werden, zum Instrument seines Zornes oder zu befriedigten Zuschauern seines Strafgerichts. Es wäre besser, sie wären nicht geboren worden, als Augenzeugen zu sein bei diesem Streit der Liebenden.

Ich habe gesagt, dass es die Sache der Heiden ist, Israel zu lieben. Das ist natürlich falsch. Es kann von den Heiden nicht verlangt werden. Aber es kann verlangt werden von den Christen.«

2. Matthäus 10, 26-28

Fürchtet sie nicht. Denn nichts ist verhüllt, was nicht enthüllt werden wird, und nichts ist verborgen, was nicht bekannt werden wird. Was ich euch im Finstern sage, das sprecht im Licht, und was ihr ins Ohr gesagt hört, das verkündet von den Dächern. Fürchtet nicht die, die den Leib töten, die Seele aber nicht töten können. Fürchtet vielmehr den, der Seele und Leib zerstören kann in der Hölle.

a)Der Kontext

Zu den Besonderheiten des Matthäusevangeliums gehört seine Gliederung durch fünf große Redeblöcke. Sie schließen jeweils mit etwa der gleichen Formulierung (7, 28; 11,1; 13,53; 19,1; 26,1), was sie als Zäsuren markiert. Mt verweist mit dieser Gliederung auf die fünfteilige Tora, nicht um sie aufzuheben – ein Gedanke, dem 5,17ff. ausdrücklich widersprochen wird –, sie zu korrigieren oder zu überbieten, sondern um den Orientierungsrahmen seines Buchs anzugeben. Diesen fünf Teilen folgt ein sechster: das Leiden und Sterben, die Auferweckung Jesu, die Sendung der Jünger zu den Völkern. Das fünfteilige Buch zuvor soll deutlich machen, wer da leidet, stirbt, auferweckt wird; wer und was den Völker verkündet werden soll: die Thora des Messias (Gal 6, 2) für die Völker.

Unser Text ist Teil der zweiten Rede. Während die erste, die sog. Bergpredigt (Mt 5-7), den Jüngern, aber im Blick auf die Volksmenge gehalten wird (5, 1), richtet sich die zweite nur an die Jünger: Sie werden ausgesandt. Das ist noch nicht die Sendung in die Welt der Völker – die geschieht erst nach dem Tod und der Auferweckung Jesu am Ende des Buchs –, sondern ganz ausdrücklich nur an Israel (10, 5f.23), wie auch Jesus selbst vor seiner Kreuzigung sich nur an Israel gesandt weiß (15, 24). Dennoch gilt manches aus dieser Aussen-

dungsrede auch für die Sendung unter die Völker, zumal den Jüngern da nicht nur aufgetragen wird, die Völker zu taufen, sondern auch, sie zu Jesusjüngern, also -schülern, zu machen, sie zu lehren »alles, was ich euch geboten habe« (28, 19). Das wird sich zwar vor allem auf den Inhalt der Bergpredigt beziehen – die Sendung zu den Völkern geschieht programmatisch auf einem Berg –, doch die Existenzform der Gesandten, wie sie in Kap. 10 skizziert wird, gilt gewiss auch für diese zweite Entsendung.

Ohne Geld sollen sie unterwegs sein (vvof.), sich also wie ihr Meister abhängig machen davon, dass Menschen sie freihalten. In den Häusern, in denen sie zu Gast sind, sollen sie nicht nur freundlich mit »Schalom!« grüßen, sondern auch tatsächlich Frieden bringen, jedenfalls denen, die aufnahmebereit sind (vv12f.). Sie werden in eine gefährdete, gefährliche Situation gesandt: Das Bündel zoologischer Vergleiche – Schafe, Wölfe, Schlangen, Tauben (v16) – spricht eine deutliche Sprache. Der Vergleich »Schafe unter Wölfen« erinnert zum einen an die Bezeichnung Schafe für die Verlorenen in Israel (9, 30; 10, 6; 15, 24; 18, 12f.): Die Jünger werden als Verlorene zu den Verlorenen gesandt; zum anderen aber auch an die Situation Israels unter den Völkern, vor allem im Buch der Psalmen. Synhedrine und Synagogen (v17) deuten auf innerjüdischen Streit hin, Spaltung und Verrat in Familien (vv21.35ff.) wohl auch, wenn auch gewiss nicht nur, der Hinweis auf Machthaber und Könige (v18) hingegen zeigt, dass auch die Sendung zu den Völkern, die hier auch ausdrücklich als Adressaten genannt werden, mitgemeint ist; auch die Ankündigung, von allen gehasst zu werden, klingt nicht nur nach einer innerjüdischen Minderheit, sondern auch nach der jüdischen Minderheit unter den Völkern. Tröstend und ermutigend in allen Bedrängnissen ist zum einen der Vergleich zwischen dem Leiden der Jünger und dem Jesu selbst (vv24f., 38, 40), zum anderen die Ankündigung, dass den Jüngern vom Geist des Vaters gegeben wird, was sie reden sollen (v2o). Doch es geht nicht nur ums Reden: neben dem Auftrag zur Verkündigung (v7) gibt es auch die Vollmacht (v1) und den Auftrag (v8) zum Austreiben von unreinen Geistern und Dämonen, zum Heilen und sogar zum Auferwecken von Toten. Es ist nicht nur eine bedrohliche Raubtierwelt (v16), in die die Jünger gesandt werden, es ist auch eine von unheimlichen Geistern beherrschte und behexte, eine kranke und verletzte, eine vom Tod geprägte Welt.

Diese Aussendungsrede gibt Orientierung für die Sendung heutiger Jesusjünger und -jüngerinnen in der Völkerwelt: Eine bedrängte, aber nicht hoffnungslose Existenz wird ihnen zugemutet, aber auch zugetraut. Sie sollen reden und handeln wie Jesus selbst in einer Situation, die der bedrohten Existenz Israels in der Völkerwelt vergleichbar ist – es sind ja nicht zufällig zwölf Jünger –, in einer gottwidrigen, israelfeindlichen, unmenschlichen Welt. Und für diejenigen Jüngerinnen und Jünger Jesu, die bei der Friedensdekade mittun, ist dabei ein Jesuswort besonders beunruhigend und verstörend: »Denkt nicht, ich sei gekommen, um Frieden auf die Erde zu bringen. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert« (v34). Eine ernste Warnung davor, notwendige Auseinandersetzungen, Spaltungen, Entzweiungen um eines faulen Friedens willen zu unterlassen.

b) Der Text

Die anfängliche Aufforderung, »sie« nicht zu fürchten, bezieht sich auf die zuvor genannten Anfeindungen – sie wird am Schluss (v28) wieder aufgenommen, präzisiert und qualifiziert. Es folgen drei Parallelismen, zwei synonyme (verhüllt//verborgen, im Finstern gesagt//ins Ohr gesagt), ein antithetischer: nicht fürchten – fürchten. Diese Struktur gibt unserem Text etwas Lyrisch-liedhaftes, aber auch Einschärfendes, etwas von einem Merksatz. In den ersten beiden Teilen geht es darum, dass etwas, das zuvor nicht öffentlich war, veröffentlicht wird. Aber ist beide Male dasselbe gemeint? Und wie hängt der dritte Teil, die Gegenüberstellung von zweierlei Furcht, mit den ersten beiden zusammen?

Im Unterschied zum heutigen Sprachgebrauch, wo Apokalypse so viel wie Weltuntergang meint, ist apokalyptein, enthüllen, biblisch ein Hoffnungswort: Aufklärung, Durchblick haben, keine Angst mehr haben müssen vor Undurchschautem, vor verhüllten, verschleierten und verschleiernden Mächten, finsteren Machenschaften – Hoffnungen, die auch heute gelegentlich mit so etwas wie Enthüllungsjournalismus verbunden werden. Die Ankündigung, alles noch Verhüllte werde enthüllt werden, ist darum eine plausible Begründung für die Aufforderung, sich nicht zu fürchten.

Apokalyptein kommt fast nur im Passiv vor, was andeutet, dass Gott derjenige ist, der enthüllt. Und die Stellen, wo es doch aktiv ist, bestätigen das: Gott gefiel es, seinen Sohn in mir zu enthüllen (Gal I, 15f.); Gott wird enthüllen (Phil 3, 15); du hast enthüllt (Mt II, 25); wem der Sohn es enthüllen will (Mt II, 27); Fleisch und Blut haben dir das nicht enthüllt (Mt I6, 17). Doch der zweite Parallelismus besteht aus zwei Aufforderungen an die Jünger: sie sollen sich am Enthüllen beteiligen, sollen ihrerseits öffentlich machen, was zuvor verborgen oder geheim war.

Im Licht reden, was im Finstern gesagt wurde – das klingt ähnlich wie die Enthüllung von Verhülltem, die Bekanntmachung von Verborgenem. In 4, 16 zitiert Matthäus im Blick auf Jesu Wirken im Norden Jes 9, 1: Das Volk, das in der Finsternis sitzt, sah ein großes Licht; und die sitzen im Land und im Schatten des Todes, denen ging ein Licht auf. Das ist die einzige weitere Stelle, wo skotia, Finsternis, vorkommt. Was Jesus dort im Finstern gesagt hat, sollen

die Jünger nun im Licht sagen. Doch was für ein Licht ist gemeint? Der Parallelismus macht deutlich: Auch bei dem ins Ohr Gesagten handelt es sich um Jesusworte, nicht um irgendetwas, was den Jüngern zugeflüstert wurde. Doppelt, also nachdrücklich wird damit gesagt, Jesus habe seinen Jüngern etwas heimlich, im Verborgenen, im Finstern gesagt, was sie nun öffentlich machen sollen. Dazu zwei Beobachtungen:

Im ersten Teil des Buchs gehört »ausweichen«, anachorein, zu den Leitworten: 2, 12ff.; 4, 12; 9, 24; 12, 15; 14, 13; 15, 21 – die Weisen, Josef mit Frau und Kind. vor allem aber immer wieder Jesus weicht aus vor drohender Gefahr. Erst als er im hintersten Winkel des Landes in Frage und Antwort seine Rolle geklärt hat (16, 13ff.), weicht er nicht mehr aus, sondern wendet sich Richtung Jerusalem. Und: da es sich bei den neutestamentlichen Schriften größtenteils um Untergrundliteratur handelt, sind ihre Enthüllungen wiederum sehr verhüllt, verschlüsselt, chiffriert ausgedrückt; prominentestes Beispiel dafür ist die Johannesapokalypse selbst. Doch auch bei Mt wird, wenn auch seltener als bei Mk, Schweigen geboten (8, 4; 9, 30; 12, 16), wird zudem in 13, 10ff in Aufnahme von Jes 6 angedeutet, die Gleichnisse Jesu dienten nicht etwa der Enthüllung und Aufklärung, sondern der Verblendung und Verstockung. Man könnte daraus als Deutung unseres Textes schließen: Was Jesus angesichts von Gefahren verhüllt ausgedrückt hat, sollen die Jünger nun als Klartext reden. Doch gegen diese Deutung sprechen die angekündigten Gefahren für die Jünger selbst. Sondern: das Licht, in dem die Jünger verkünden, von den Dächern rufen sollen, was ihnen zuvor im Finstern ins Ohr geflüstert wurde, ist Osterlicht, und dieses Licht leuchtet bereits bei der Verklärung, 17, 1ff., nach der jenes Schweigegebot präzisiert wird: Sprecht zu niemandem von dem Gesehenen bis der Menschensohn von den Toten erweckt ist. Die Vergleiche zwischen dem Geschick Jesu und dem seiner Jünger sind nur dann tröstlich und ermutigend, wenn bei den Lesern die Kenntnis nicht nur der Leidensgeschichte Jesu, sondern auch die der Osterbotschaft vorausgesetzt wird.

Kein Osterlicht, sondern Finsternis prägt hingegen den letzten Vers unseres Textes. Die Aufforderung, jene Machthaber und Gewalttäter nicht zu fürchten (v26) wird wieder aufgegriffen, doch wird nun der Furcht vor denen, die zwar die Macht haben, den Leib zu töten, nicht aber die, die Seele zu töten, eine andere Furcht gegenübergestellt: vor dem, der die Macht hat, Seele und Leib in der Hölle zu verderben, zugrunde zu richten. Mit dem letzteren ist Gott gemeint, und so könnte man diese Gegenüberstellung mit einem bekannten und beliebten Bibelwort paraphrasieren: Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen (Apg 4, 19), doch zögere ich, das zu tun. Das Jüngerwort aus der Apostelgeschichte trifft eine Entscheidung angesichts widerstreitender

Loyalitäten; das Jesuswort bei Mt klingt hingegen so, als sei das Hauptmotiv dafür, in Verfolgungen auszuharren, die Angst vor noch Schlimmerem, die Angst vor der Hölle. Hier können wir, denke ich, Mt nicht folgen. Und zwar darum nicht, weil die Hölle schon geschehen ist. »Namen wie Auschwitz werden ... uns daran erinnern, dass die Hölle auf Erden möglich ist; wir haben sie erlebt«, sagte der Bundeskanzler Willy Brandt am 7. Dezember 1970 in einer Fernsehansprache an die Deutschen aus Warschau, wo er an diesem Tag vor dem Ghetto-Denkmal gekniet hatte; und Walter Benjamin schrieb 1941: »Auch die Toten werden vor dem Feind, wenn er siegt, nicht sicher sein; und dieser Feind hat zu siegen nicht aufgehört.« Auschwitz markiert die Grenze jedes von Christen zu praktizierenden und in der Friedensdekade zu propagierenden Pazifismus.

Doch vielleicht sind wir damit gar nicht so weit von Mt entfernt. Wenige Verse nach unserem Text nimmt er die Worte apollyein, verderben, zugrunde richten, und psyche, Seele, wieder auf: »Wer seine Seele findet, wird sie zugrunde richten; und wer seine Seele um meinetwillen zugrunde gerichtet hat, wird sie finden« (v39): Nicht Gott also schickt uns in die Hölle, sondern unsere fatale Neigung, Selbstfindung wichtiger zu finden als Solidarität, verdirbt unsere Seele. Und in 23, 15 ist von Menschen die Rede, die einen anderen Menschen zu einem »Sohn (oder einer Tochter) der Hölle« machen, zu einem von der Hölle geprägten, einem höllischen Menschen, einem Terroristen, einer wandelnden Höllenmaschine. Dagegen haben die Jüngerinnen und Jünger Jesu zu kämpfen, und dabei ist nicht nur ihre Redefähigkeit gefragt, sondern auch ihre Vollmacht, Dämonen auszutreiben, Kranke zu heilen (vv1.8).

c) Kriegsspuren, Friedenswege

Die vier Evangelien sind Trümmerliteratur. Alle vier reagieren in je eigener Weise auf die Katastrophe des Jahrs 70: Der Krieg mit seinen vielen Todesopfern, die Zerstörung Jerusalems und des Tempels hatten Gottes Bundestreue und seine Verheißungen in Frage gestellt und damit auch das Evangelium von Jesus Christus. Die Verfasser erzählen die Jesusgeschichte in diese Situation hinein – ihre Bücher tragen Kriegsspuren, die Leidensgeschichte Jesu spiegelt die seines Volks. Doch gerade in dieser Finsternis soll sich das Licht des Evangeliums bewähren: Der von den Römern Getötete lebt – die Bewacher der Friedhofsruhe hingegen sind wie tot (28, 4). Wir dürfen darum die Aussendungsrede in Mt 10 nicht naiv oder fundamentalistisch als Bericht über die innerisraelische Sendung der Jesusjünger lesen, sondern sie als Ermutigung und Ermächtigung für heutige Jesusjünger, in der von Kriegen und Kriegsspuren geprägten Völkerwelt aufzuklären, zu enthüllen, zu verkünden: Aufklärung ohne die Botschaft von der Auferweckung des Gekreuzigten ist nicht ganz aufgeklärt, denn sie ignoriert einen wichtigen Teil der Wirklichkeit.

KAPITEL III

Materialien für die Gemeinde



Ein Teilnehmer am ASF-Programms Germany Close Up – American Jews Meet Modern Germany besucht das Mahnmal für die Große Gemeindesynagoge in Leipzig, die in der Novemberpogromnacht von den Nationalsozialisten zerstört wurde.

I Jugendliteratur: Sieh doch, die Stadt da, nah genug, dahin zu fliehen / 1. Mose 19, 20a

Ingrid Schmidt

Für die gemeindliche Arbeit mit Kinder- und Jugendgruppen, mit Konfirmandenprojekten und im Religionsunterricht sind verlässlich-materialreiche und literarisch anregende Bücher erschienen.

Eine erste Auswahl, geeignet für den Kindergottesdienst wie für Jugendgottesdienste in Gemeinden, die Nachbarschaft und Zusammenarbeit mit Flüchtlingsunterkünften je auf ihre Weise praktizieren. Insgesamt weiterführend und von je gegenseitiger Wahrnehmung!

Susan Schädlich: Wenn Menschen flüchten.

Gründe, Fakten, Erlebnisberichte

Illustrationen: Alexander von Knorre

Carlsen Verlag GmbH Hamburg. 2016, 32 S., 3,99 Euro

Für Kinder ab 8 J., für Eltern und LehrerInnen

»Warum verlassen so viele Menschen ihre Heimat? Woher kommen sie, wie organisieren sie die Flucht und was erleben sie dabei? Was erwartet sie in Europa ...?«

Anja Tuckermann, Uli Krappen, Mehrdad Záeri: Nusret und die Kuh

Tulipan Verlag 2016, 18 Euro Für Kinder ab ca. 5 J.

»Seine Kuh nimmt er mit nach Deutschland, damit auch sie lesen und schreiben lernt.«

Eva Lezzi: Die Jagd nach dem Kidduschbecher

Der erste jüdisch-muslimische Jugendroman

Hentrich & Hentrich Berlin 2016, 120 S., 11,90 Euro

Samaras Vater stammt aus Gaza, Rebekka hat Verwandte in Israel. Die Familien leben in Berlin. – Wer hat den Kidduschbecher gestohlen? ... Die Freundschaft der Mädchen hält!

Leah Goldberg: Zimmer frei im Haus der Tiere

Aus dem Hebräischen von Mirjam Pressler, Illustrationen: Nancy Cote Ariella Verlag Berlin 2011 (Erstveröffentlichung 1959), 14,90 Euro Für Kinder ab 3 J.

Frau Huhn, Herr Eichhorn, Frau Kuckuck und Frau Katze suchen für die leere Wohnung in dem Haus, in dem sie alle wohnen, einen neuen Mieter, mit dem sie in Frieden und Freundschaft zusammenleben können.

Patricia Thoma (Hg.in): Willkommen in Deutschland

Verlagshaus Jacoby & Stuart Berlin 2016, 32 S., 12,95 Euro gefördert durch: Kressman-Zschach Foundation/Diakonisches Werk Berlin-Stadtmitte e.V.

Zwölf Kinder aus einer Willkommensklasse erzählen und malen, »an was sie sich erinnern und was sie vermissen.«

Claude K. Dubois: Akim rennt

Aus dem Französischen von Tobias Scheffel Moritz Verlag Frankfurt/Main 2016 / 5. Auflage, 90 S., 12,95 Euro unterstützt von Amnesty International und Pro Asyl / Deutscher Jugendliteraturpreis 2014 Für Kinder ab 7 J.

»...das versöhnliche Ende der Geschichte, das Akim im Flüchtlingslager seine Mutter finden lässt.«

Kirsten Boie: Bestimmt wird alles gut

Illustrationen: Jan Birck, zweisprachig: Übersetzung ins Arabische von Mahmoud Hassanein Klett Kinderbuch Leipzig 2016 / 4. Auflage, 48 S., 9,95 Euro Für Kinder ab 6 J.

Wie Rahaf und Hassan und die Eltern ȟber Ägypten in einem viel zu kleinen Schiff nach Italien gereist sind und von dort weiter nach Deutschland ...«

Susana Gómez Redondo: Am Tag, als Saida zu uns kam

Aus dem Spanischen von Catalina Rajas, Illustrationen: Sonja Wimmer Peter Hammer Verlag Wuppertal 2016, 32 S., 15,90 Euro Für Kinder ab 5 J.

»... Begegnung zweier Kinder aus verschiedenen Kulturen, die forschend und spielend Fremdes zu Eigenem machen.«

Manfred Theisen: Checkpoint Europa. Flucht in ein neues Leben

cbt 2016 / 284 S., 8,99 Euro

»Liebe auf der Flucht. Wie es einem syrischen jungen Flüchtling gelingt, wirklich in Deutschland anzukommen.« (SZ 22. Juli 2016, S. 15)

II Gemeindealltag und Reformationsgedenken

Helmut Ruppel

Michael Kappes / Barbara Rudolph (Hg.): Christusfest – Ökumenisches Zugehen auf das Reformationsfest 2017 Eine Arbeitshilfe für Gemeinde und Unterricht

Ev. Verlagsanstalt Leipzig – Bonifatius Verlag Paderborn 2016, 302 S., 12, 90 Euro

300 Seiten, randvoll von Theologie, Liturgie, Bausteinen, Materialien – ein üppig gedeckter Tisch für alle, die das ewige Gepiekse mit dem langen Schatten von Luthers Wirken und Werken mal über haben...

Dies ist die Grundausstattung für ein weithallendes Christusfest. Ein, wörtlich, schwer wiegendes Arbeitsbuch, in dem rasch Cranachs Thema von »Sünde und Erlösung« im Holzschnitt gezeigt, aber besser nicht interpretiert wird, denn dies Bild von AT und Thora löst bei anderen, mit denen wir die Bibel teilen, wegen der traditionellen Heilsaussichtslosigkeit keine Festfreude aus. Es darf gefragt werden, ob der großgedruckte Titel »Christusfest« Bibel und Reformation treffen? Ist der »Vater« (auch der Juden) ganz wegzulassen? Ob Paulus mitgefeiert hätte? 300 Seiten Fest-Text! Warum wird man die Erinnerung an die Theodor Heuß-Variation »Nun feiert man schön!« nicht los?

Dorothee Dziewas (Hg.in): Luthers Rose

Geschichten, Gebete und Gedanken rund um ein bekanntes Symbol

Neukirchener Verlagsgesellschaft 2016, 111 S., 12,99 Euro

Ein Vademecum durch angestrengte Zeiten mit vielen herzstärkenden Texten; ja, eine Sammlung bewegender Gedanken aus dem Schatz der christlichen Spiritualität. Fürs Eröffnen, fürs Grüßen, für ein »persönliches Wort«, man braucht einfach sagbare Gebrauchstexte! Luthers Rose als Bekenntnis und Impuls ist ein schöner und leichter Zugang zu einem leidlich vertrackten Thema.

Martin H. Jung: Luther lesen - Die zentralen Texte

Vandenhoeck & Ruprecht 2016, 214 S., 13 Euro

Mit dem Anspruch eines offiziellen Beitrages der VELKD leistet der Band, was längst überfällig war: Neben dem hyperventilierenden, touristisch sich austobenden Luther-Feier-Wahn endlich »Luther lesen«, und mehr als die 95 Thesen! Jung versammelt 30 Texte von der Herkunft Luthers über das »Turmerlebnis«, die Großen Schriften von 1520, Bildungsfragen, Obrigkeit und Großkapital, die wohltuenden wie peinigenden Judenschriften, Urteile zum Koran und Justus Jonas über den Tod Luthers und viele, viele mehr. Genau das tut dem Protestantismus zur Zeit gut: Luther lesen! Es ergeht ihm wie der Bibel: Er begegnet dem ungelesenen Bestseller. Mit diesem Band können jeder Gemeindekreis, jedes GKR-Wochenende, jeder »Männerkreis« und jedes Frauenfrühstück mit dem Lernen beginnen. »Luther lesen«. Endlich Schluss mit den törichten Ablenkungen, dies ist wirklich der einzig angemessene Weg, das Reformationsgedenken zu begleiten.

Margot Käßmann, Ralph Ludwig: 95 x Reformation – Ein kleines ABC

Lutherisches Verlagshaus Hannover 2016,176 S., 16,90 Euro

Das tut gut: Knapp, kurz und pointiert von »Abendmahl« bis »Zukunft«, von »Wort« bis »Ablass« und von »Anfechtung« bis »Wille, freier« – eine belebendrasche Reihe mit 95 Beispielen wie Pfarrfrau, Schwärmer und – Türken! Es übt, theologisch verständlich und nachvollziehbar, sprechen zu können. Eine schöne Übung könnte eine zweite Fassung der 95 Begriffe sein unter dem anspannenden Druck heutiger Verhältnisse, so z. B. »Obergrenze für Barmherzigkeit?«, »Bleibeperspektive« oder »Schluss mit Willkommenskultur«. Wichtiger und dringend geboten: »Luther lesen!«, z. B. seine Reformvorschläge zum Lebensalltag im »Brief an den Adel«.

III Vier Vergewisserungen

Helmut Ruppel

Theologisch

Peter von der Osten-Sacken: Ende einer Feindschaft – Beginn einer Freundschaft – Martin Luther, Altes Testament und Judentum

Aufsätze und Vorträge

Gesammelt in: Begegnungen, Zeitschrift für Kirche und Judentum, 2016 Heft 1, 98 S., 15 Euro erhältlich bei www.zentralverein-christen-juden.de

7 klärende Beiträge zum heikelsten Themen des Reformationsgedenkens samt der EkiD-Erklärung zu »Martin Luther und die Juden«. Unter den kraftvollen Impulsen (»Altes Testament«, »Juden«, »Ende einer Feindschaft?«) ist das »Plädoyer für einen neuen vierfachen Schriftsinn« und das Bauwerk »Luthers Kleiner Katechismus als Brücke zum Judentum« glänzend geeignet, Vergewisserung zu schaffen in der Frage »Wie hältst du es mit der Reformation?«

Kulturpolitisch

George Steiner: Ein langer Samstag – Gespräch mit Laure Adler

Hoffmann & Campe, Hamburg 2016, 159 S., 20 Euro

Um es gleich vorweg zu sagen: Der lange Samstag ist der Karsamstag, wohl der angreifendste Tag für Juden und Christen, der utopischen Sozialisten, der messianischen Marxisten. Unsere Welt steht wieder einmal unter der Frage: Wie diesen Samtag durchstehen? Kommt ein Sonntag? Der einzige Tag im Jahr ohne Siegersprache aller in Verzweiflung und Hoffnung. Wie bringt ein zivilisiertes Europa eine unvorstellbare Barbarei hervor? Eine dringende Vergewisserung!

Sprachwissenschaftlich

Marie Luise Knott, Thomas Brovot und Ulrich Blumenbach: Denn wir haben Deutsch – Luthers Sprache aus dem Geist der Übersetzung

Matthes & Seitz Verlag Berlin 2015, 335 S., 24,90 Euro

Der Untertitel öffnet völlig neue Aspekte, die zu entfalten sich viele Autor_innen aufmachen; hervorzuheben die frühere ASF-Freiwillige Anne Birkenhauer mit einem Beitrag zu Psalm 23! Gibt es ein Gespräch zwischen Theologie und Germanistik – heute? Bei Sibylle Lewitscharoff, Monika Rinck, Peter Waterhouse, Marcel Beyer – nur sie zu nennen – gäbe es viele Gesprächsanknüpfungen. Vielleicht das anregendste nichttheologische Buch des Reformationstrubels!

Politisch

Carolin Emcke: Weil es sagbar ist – Über Zeugenschaft und Gerechtigkeit

Fischer TB 16685, Frankfurt a. M., 221 S., 10,99 Euro

Über Zeugenschaft und Gerechtigkeit sprechen, in ihnen zu handeln – ist das nicht theologisch-politische Existenz und Praxis?

Frau Emcke erhält den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 2016. Man kann von den 220 Buchseiten dieses kleinen Bändchens keine überspringen – eine notwendige Vergewisserung!







Dreimal im Jahr erscheint die ASF-Zeitschrift zeichen.

Mit thematischen Schwerpunkten, spannenden Analysen und bewegenden Berichten von Freiwilligen wird umfassend und unterhaltsam über soziale, historische und gesellschaftspolitische Themen rund um die Beschäftigungsfelder von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste berichtet.

So bekomme ich das zeichen:

Mitglieder, Projektpartner, Multiplikator_innen, für ASF kollektierende Gemeinden, ehemalige Mitarbeiter_innen und Ehrenamtliche erhalten das zeichen als Dankeschön, zum Weitergeben, zur Information, um neue Leser_innen zu werben...

Ehemalige Freiwillige erhalten das **zeichen** in den ersten fünf Jahren nach dem Friedensdienst. Und ansonsten liegt das **zeichen** ab einer Spende von 10 Euro jährlich an Aktion Sühnezeichen Friedensdienste immer aktuell bei Ihnen im Briefkasten.

Die **zeichen**-Ausgabe 2/2016 erscheint im September 2016 mit dem Schwerpunkt **Migrationsgesellschaft im Wandel**.

Bestellen Sie das zeichen jetzt: infobuero@asf-ev.de oder 030 / 28 395 – 184

KAPITEL IV ASF-Freiwillige berichten



Eine ASF-Freiwillige mit einer ehemaligen Zwangsarbeiterin aus St. Petersburg, Bild: Josua Rösing

Als Zahlen wieder zu Menschen wurden – meine Auseinandersetzung mit dem Holocaust

Seit knapp 11 Monaten leiste ich meinen Freiwilligendienst mit Aktion Sühnezeichen Friedensdienste (ASF) in Washington, DC, bei Moment Magazine, einer von Elie Wiesel and Schriftsteller Leonard Fein gegründeten jüdischen Zeitschrift. Die Hauptstadt der Vereinigten Staaten ist seit meiner Ankunft vor knapp einem Jahr zu meiner zweiten Heimat geworden und die Arbeit hier zu einer Herzensangelegenheit.

Während meines Freiwilligendienstes schreibe ich Artikel, besuche spannende Veranstaltungen und arbeite auch meinen Kolleg*innen zu. So z. B. Dina Gold, einer britischen Autorin, die gerade dabei ist, ihr Buch »Stolen Legacy« für die Taschenbuchedition umzuschreiben und neues Material hinzuzufügen. Ihre Geschichte handelt von ihrer jüdischen Familie, deren Haus während der NS-Zeit enteignet wurde, und von Dinas Kampf in den goern, das Haus zurückzuerlangen. Außerdem legt das Buch die Machenschaften der Victoria Versicherung (heutzutage ERGO) während der Nazi-Zeit offen. Die Thematik ist unheimlich spannend! Mit Dina zusammen habe ich tagelang teils über 100 Jahre alte deutsche Dokumente übersetzt und interpretiert, handschriftliche Briefe entziffert und Rechnungen von SS-Wirtschaftsbetrieben in Konzentrationslagern zusammengefasst. Ich fühlte mich wie ein Detektiv der Zeitgeschichte, wenn ich Dokumente las, die die Signatur von Kriegsverbrechern trugen, oder die raffinierte Sprache der Nationalsozialisten dechiffrierte. Durch die Auseinandersetzung mit historischen Dokumenten ist mir bewusst geworden, wie mächtig Sprache sein kann. Sie kann Menschen die Individualität nehmen, Todesurteile wie eine Bestellung aussehen lassen und in die Irre führen.

Worte können verletzen, Worte können töten.

Bei Moment Magazine habe ich gelernt, wie wichtig es ist, sich mit seinen eigenen Worten und Texten auseinanderzusetzen und sie zu hinterfragen. In den letzten Monaten konnte ich viele eigene Texte verfassen. Ich schrieb über Holocaustüberlebende in Armut, habe mit Historikern über »Mein Kampf« gesprochen und mit Experten über die deutsch-israelischen Beziehungen diskutiert.

Der bisherige Höhepunkt war jedoch ein ausführliches Interviewprojekt mit fünf Holocaustüberlebenden in Kooperation mit dem United States Holocaust Memorial Museum (USHMM), denn ein wichtiger Grund für meinen Freiwilligendienst mit Aktion Sühnezeichen war mein Wunsch, in Kontakt mit Holocaustüberlebenden zu treten. Schon über 80 Jahre ist es her, dass Adolf

Hitler die Macht in Deutschland ergriff, und die Überlebenden des NS-Regimes und des Holocaust werden jeden Tag älter. Die Zeit drängt also, und ich war sehr dankbar, diesen Menschen begegnen zu dürfen.

Ich sprach mit einem rumänischen Überlebenden über die Rolle von Kollaborateuren und mit einer französischen Überlebenden über ihre spektakuläre Flucht aus Paris. Eine niederländische Überlebende erzählte mir von ihren Jahren im Versteck und den Folgen einer antideutschen Erziehung und ein ungarischer Überlebender berichtete mir von seiner Familie und dem Antisemitismus in Ungarn vor der Machtergreifung der Nationalsozialisten. Und dann hatte ich mein letztes Gespräch – mit einer litauischen Überlebenden des Holocaust. Dieses Gespräch zu führen war mir sehr wichtig, da ein Großteil meiner Familie aus Litauen stammt und dort nicht gerne über den Holocaust gesprochen wird. Deswegen war ich umso glücklicher über die Gelegenheit mit Nesse Godin zu sprechen, die in Šiauliai geboren wurde, nur eine Stunde entfernt von dem Ort, an dem ein Teil meiner Familie auch heute noch lebt.

Nesse Godin begann das Gespräch mit ihrem Lebensmotto: »Don´t let us be forgotten« – eine Bitte ihrer Mitgefangenen, die Nesse geholfen haben ein Ghetto, mehrere Arbeitslager und Todesmärsche zu überstehen. Eine Bitte, der sie ihr gesamtes Leben gewidmet hat. Eine Stunde haben wir miteinander gesprochen. Sie erzählte mir von ihrem Kampf gegen den Tod, den vielen Momenten der Verzweiflung, und den Momenten der Hoffnung. Zusammen begaben wir uns nicht nur auf eine Zeitreise, sondern auch auf eine Weltreise – beginnend in Litauen, durch Polen, über Deutschland bis hin in die Vereinigten Staaten von Amerika.

Am Ende unseres Gespräches sagte sie zu mir: »Wenn du aus diesem Raum hinausgehst, sieh keine Rasse oder Religion, sondern sieh ein menschliches Wesen, welches Gott, oder wie auch immer du ihn nennen möchtest, erschaffen hat, und behandle ihn so, wie du gerne behandelt werden möchtest.«

Die erste Mai-Woche war in den USA und weltweit dem Gedenken der Opfer des Holocaust gewidmet. Ich besuchte eine Namenslesung in einer Synagoge in Rockville. 24 Stunden lang lasen Menschen die Namen derer vor, die im Holocaust starben. Auch ich bekam die Möglichkeit die Namen einiger Verstorbenen vorzulesen. Ich trat an das Podium. Vor mir saßen Holocaustüberlebende mit ihren Kindern und Enkelkindern. Dann begann ich vorzulesen – den Namen der Person, deren Herkunftsland, ihr Tötungsort und ihr Alter. Ich stand vielleicht fünf Minuten am Podium und schaute in die Augen der Holocaustüberlebenden. Als der letzte Name auf meiner Liste ausgesprochen war, setzte ich mich wieder hin und ging noch einmal still die Liste der

Personen durch. Ich las nochmal ihre Namen, schaute auf ihr Herkunftsland und erstarrte, als ich mir die Altersspalte anschaute. Keiner der Menschen auf dieser Liste wurde so alt wie ich.

Wenn man die Namen der Toten vorliest, dann werden Zahlen wieder zu Menschen. Dann werden aus den sechs Millionen ermordeten Juden sechs Millionen Individuen mit eigenen Biografien, eigenen Persönlichkeiten und eigenen Schicksalen.

Mein Schulunterricht zum Holocaust konzentrierte sich auf die Daten und Fakten des NS-Regimes und zu wenig auf die menschliche Tragödie, die der Holocaust wirklich war. Mein Dienst mit Aktion Sühnezeichen Friedensdienste in den USA hat dem Holocaust Gesichter gegeben, er hat ihn für mich zu einem Verbrechen gemacht, das von Menschen an Menschen durchgeführt wurde.

Thomas Siurkus, Jahrgang 1997, leistet 2015-2016 seinen Freiwilligendienst beim Moment Magazine in Washington, DC. Der Name der Zeitschrift erinnert an eine jiddisch-polnische Zeitung in Warschau, deren Redaktion 1939 beim Einmarsch der Nationalsozialisten zerstört wurde. Sie ist eine unabhängige Publikation, die jüdischem Leben in Amerika in all seiner Vielfalt eine Stimme verleiht.



Thomas Siurkus' Freiwilligendienst wurde gefördert vom Internationalen Jugendfreiwilligendienst (IJFD) des Bundesfamilienministeriums.

Ein idyllischer Ort?

Gedanken zum 75. Jahrestag des deutschen Überfalls aus Russland

Nach der Sommerpause fragte mich eine Freundin:

»Und, was hast du im Sommer Schönes gemacht?«

»Vor ein paar Wochen war ich in Belarus« – antwortete ich, »dort habe ich ein ASF Sommerlager geleitet.«

»Aha, in Be-la-rus?«

»Ja, es war ein internationales Projekt von ASF in Minsk. Hier in Deutschland nennt man Belarus auch oft noch Weißrussland. Es ist ein schönes und interessantes Land in Osteuropa. Es gibt keine Nutzmineralien wie Gas oder Öl, aber die Natur ist unglaublich schön. Grenzenlose Wälder, zahlreiche Seen und der schöne blaue Himmel. Ein idyllischer Ort. Deshalb plante Hitler, aus Belarus einen Erholungsort für die Elite und Oberoffiziere des Dritten Reichs zu machen. Von der Bevölkerung sollten nur 25 Prozent und nur gesunde und junge Menschen als Zwangsarbeiter im Land bleiben. Der Rest sollte aufgeteilt werden. Ein Teil der Bevölkerung sollte nach Deutschland als Ostarbeiter deportiert werden und alle Anderen, dazu gehörten die Angehörigen der ethnischen Minderheiten, Menschen mit Behinderungen, ältere und sozial benachteiligte Menschen, sollten vernichtet werden. So lautete der Generalplan Ost.

Im Sommer des Jahres 1941 eroberte die Deutsche Wehrmacht das Land innerhalb weniger Wochen. Die Hauptstadt Minsk und andere Städte waren völlig zerstört. Die jüdische Bevölkerung wurde in Gettos umgesiedelt oder in den Vernichtungslagern ermordet. Viele Menschen, auch Jugendliche, deportierte man als Zwangs- und Ostarbeiter nach Deutschland. Viele Dörfer wurden mit ihren Einwohnern niedergebrannt, wie 1943 in Chatyn.

Die Gedenkstätte in Chatyn ist ein einzigartiges architektonisches Denkmal, welches in Erinnerung bleibt und zum Denken anregt. Auch für unsere Gruppe war es ein emotionaler und bewegender Besuch. Wir waren 15 Freiwillige aus 4 Ländern: Deutschland, Belarus, Russland und der Ukraine. 15 engagierte Menschen in unterschiedlichem Alter und mit vielfältigen Hintergründen, die aber mit gemeinsamen Zielen nach Minsk kamen. Wir wollten älteren Menschen, die ehemalige Zwangs- und Ostarbeiter sind, im Haushalt helfen und im Alltag unterstützen; Wir wollten uns mit ihrer Geschichte auseinandersetzen, sowie mit dem Überfall auf die Sowjetunion und dem Vernichtungskrieg gegen die Zivilbevölkerung. Auch der Krieg in der Ukraine und

der Konflikt mit Russland waren Anlass für uns und Aktion Sühnezeichen Friedensdienste, ein Sommerlager in Minsk zu organisieren.

Während unseres 2-wöchigen Aufenthalts besuchten wir die älteren Menschen in Minsk und Umgebung; in kleinen Gruppen putzten wir ihre Wohnungen, halfen beim Einkaufen oder im Garten, sprachen bei Tee und Kuchen über ihre Kindheit, den Krieg und ihr Schicksal.

Eine davon war Irina: eine großartige Frau mit einer besonderen Energie und Ausstrahlung. Bei einer Gelegenheit erzählte sie uns ihre Lebensgeschichte und zeigte uns viele Schwarzweiß-Fotos von ihrer Familie, ihrer Mutter und den älteren Geschwistern. Als Irina noch ein kleines Mädchen war, wurde sie mit ihrer Mutter und ihren Geschwistern aus Minsk nach Deutschland deportiert. Dort wechselte die Familie mehrmals das Lager, aber trotz aller Schwierigkeiten schaffte es Irinas Mutter mit allen drei Kindern zu überleben. Im Lager musste Irina Blut »spenden«, das als Transfusion bei verletzten deutschen Soldaten verwendet wurde. »Dank starker Gesundheit und gutem Blut habe ich überlebt!« – wiederholte Irina immer wieder.

Mit Irina unterhielten wir uns auch über Menschlichkeit und Mitleid im Lager, über die Rückkehr nach Hause und die Notwendigkeit zu schweigen, sowie über die aktuelle Situation in Belarus und den Nachbarländern.

Das Sommerlager in Minsk war für uns eine besondere Erfahrung. Manchmal waren wir sprachlos und emotional sehr berührt. Wir haben aber auch viel diskutiert und uns ständig gefragt...

Wie? Wie konnte so etwas Unmenschliches von Menschen getan werden?

Wie stark verändert Politik und Macht das Leben und Schicksal von Menschen?

Tun wir genug, damit so etwas nie wieder passieren kann?

Selbi Ataeva, Jahrgang 1985, ist Masterstudentin an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt Oder und hat bereits an drei Sommerlagern von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste teilgenommen und geleitet.

Das Sommerlager Minsk wurde vom Auswärtigen Amt im Rahmen des Sonderprogramms »Ausbau der Zusammenarbeit mit der Zivilgesellschaft in den Ländern der Östlichen Partnerschaft« gefördert.

Kollektenbitte

für Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Die Kollekte ist bestimmt für die Arbeit von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste. Sie gehört zu den ersten Friedensgruppen, die nach dem Zweiten Weltkrieg in jenen Ländern Zeichen der Versöhnung und der praktischen Friedensarbeit setzten, die von unserem Volk überfallen und besetzt waren, zuerst in Norwegen, den Niederlanden und in Polen. Freiwillige arbeiten auch in Israel und den USA Frieden fällt nicht vom Himmel, Frieden stiften zwischen Völkern, Gruppen und Generationen ist eine schwere Geduldsarbeit, vor allem dann, wenn auf der politischen Wetterkarte sich langanhaltende Veränderungen anzeigen wie zur Zeit in Osteuropa.

Unsere Kollekte ist zwar Gegenstand der »Abkündigungen«, der Sache nach könnte sie genauso gut Thema der »Verkündigung« sein: Die Friedensarbeit erfordert immer Ermutigung und Kräftigung bei Rückschlägen. »Ja, das Werk unserer Hände wollest du fördern!« klingt wie die Bitte eines Freiwilligen, der sich im Altenheim mit Überlebenden oder in der Alltagsarbeit mit Schwerstbehinderten engagiert.

Jedes Jahr engagieren sich rund 500 junge Frauen und Männer in langfristigen Projekten und in rund 20 internationalen Sommerlagern, wo sich viele Nationen »von Angesicht zu Angesicht« treffen und das lernen, was den Frieden trägt: »Kenntnis von einander und Versöhnung.«

Näheres erfahren Sie aus den Materialien von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste oder unter www. asf-ev.de. Dass diese Arbeit, die schon viele junge Menschen für die Zukunft geprägt hat, weitergeführt wird, bitten wir um Ihre Unterstützung!

Ihre Dagmar Pruin und Jutta Weduwen Geschäftsführerinnen von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste





Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V. Auguststraße 80 / 10117 Berlin

Spendenkonto: Bank für Sozialwirtschaft Berlin / IBAN: DE68 1002 0500 0003 1137 00 / BIC: BFSWDE33BER

Informationen zu unserer Arbeit finden Sie auf: www.asf-ev.de

Autor_innen, Bild- und Fotonachweise

Autor_innen

Lena Altman, Referentin für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit bei Aktion Sühnezeichen Friedensdienste, altman@asf-ev.de

Björn Borrmann, Pfarrer in Wittstock; Schwerpunkte: Erprobung neuer Liturgien, zeitgenössische Kirchenmusik. b.borrmann@kirche-wittstock-ruppin.de Friedemann Bringt, Sozialpädagoge und Projektleiter der Bundesarbeits-

gemeinschaft Kirche und Rechtsextremismus (BAG K+R), Geschäftsführung Regionalbüro Sachsen. projektleitung@bagkr.de

Christoph Flügge, Jurist; von Juni 2001 bis Februar 2007 war er Staatssekretär der Senatsverwaltung für Justiz in Berlin. Seit November 2008 permanenter Richter am Internationalen Strafgerichtshof für das ehemalige Jugoslawien in Den Haag. Im Dezember 2011 wurde er außerdem zum Richter des Internationalen Residualmechanismus für die Ad-hoc-Strafgerichtshöfe gewählt.

Dr. Ulrike Huhn, Historikerin, tätig an der Forschungsstelle Osteuropa an der Universität Bremen und Mitglied der Regionalgruppe Weser/Ems von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste.

Martina Severin-Kaiser, bis zu ihrem Tod am 8. Juli 2016 war sie Hauptpastorin der St. Petri-Gemeinde Hamburg und seit 2009 christliche Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft Juden und Christen des DEKT.

Annette Kurschus ist Präses der Evangelischen Kirche von Westfalen und Stellvertretende Vorsitzende des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland.

Dr. Matthias Loerbroks, Pfarrer in der Evangelischen Kirchengemeinde in der Friedrichstadt, Berlin; Vorstandsmitglied der Landesarbeitsgemeinschaft Juden und Christen. mloerbroks@evkg-friedrichstadt.de

Dagmar Mensink, katholische Theologin und Mitglied im Kuratorium von Aktion Sühnezeichen. Von 2003-2016 Fachreferentin für Kirchen und Religionsgemeinschaften beim Parteivorstand der SPD, Mitglied des Zentralkomitee der deutschen Katholiken, seit Juli 2016 hat sie die christliche Leitung des Gesprächskreises Juden und Christen beim ZdK inne. presse@zdk.de

Dr. Dagmar Pruin, Theologin; konzipierte 2007 an der Stiftung Neue Synagoge/Centrum Judaicum das deutsch-amerikanisch-jüdische Begegnungsprogramm Germany Close Up. Geschäftsführerin von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e. V. pruin@asf-ev.de

Dr. Andreas Püttmann, Politikwissenschaftler, Journalist; u. a. Vorstandsmitglied der Gesellschaft katholischer Publizisten. Andreas.Puettmann@web.de

Helmut Ruppel, Pfarrer und Studienleiter i. R., Presse- und Rundfunktätigkeit, www.helmut-ruppel.de, seit 2007 in der Redaktion der »ASF-Predigthilfe«. h.m.ruppel@gmx.de

Ingrid Schmidt, M. A., Gymnasiallehrerin / Dozentin in Kirchlicher Erwachsenenbildung i. R., seit 2007 in der Redaktion der »ASF-Predigthilfe«. ille.schmidt@kabelmail.de

Dr. Christian Staffa, Theologe, Studienleiter »Demokratische Kultur und Kirche« in der Evangelischen Akademie zu Berlin. staffa@ea.berlin.de

Dr. h.c. Wolfgang Thierse, deutscher Politiker (SPD), von 1998 bis 2005 Präsident des Deutschen Bundestages und von 2005 bis 2013 dessen Vizepräsident; seit 2004 Ehrendoktor der Philosophischen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Er ist Mitglied im Kuratorium von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste.

Dr. Lorenz Wilkens, Pfarrer und Studienleiter i. R., Arbeitsschwerpunkte: Theologie, Kunstgeschichte und Religionsphilosophie; Lehraufträge an der FU Berlin und der Universität Potsdam. Lorenz_Wilkens@web.de

Bild- und Fotonachweise

Titelbild, Seite 9, 14, 49, 85, 92, 93 und Umschlagrückseite: ASF-Archiv Seite 11: Guernica, 1937 (oil on canvas), Picasso, Pablo (1881–1973) / Museo Nacional Centro de Arte Reina Sofia, Madrid, Spain / Bridgeman Images



Herausgeber: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V. | Auguststraße 80 | 10117 Berlin

Telefon (030) 283 95 – 184 | Fax (030) 283 95 – 135 | asf@asf-ev.de | www.asf-ev.de | Spendenkonto: IBAN: DE68 1002 0500 0003 1137 00, BIC: BFSWDE33BER, Bank für Sozialwirtschaft Redaktion: Lena Altman (verantwortlich), Björn Borrmann, Dr. Dagmar Pruin, Helmut Ruppel, Ingrid Schmidt, Dr. Christian Staffa

Gestaltung: Anna-Maria Roch

Druck: Brandenburgische Universitätsdruckerei und Verlagsgesellschaft Potsdam mbh Auflage: 4.800 Stück | Ausgabe: September 2016

Titelbild: ASF-Freiwillige mit Überlebender der Blokada in St Petersburg, Foto: Josua Rösing, der 2015 für ASF eine Fotoreise durch Russland und Belarus machte.

SEPA-Überweisung/Zahlschein

IBAN KontoinhaberIn

Beleg / Quittung für den/die AuftraggeberIn SBEN 9 SPENDEN-ORGANISATION 0 Betrag: Euro, Cent 3 7 0 0 \vdash \vdash m 0 0 0 0 Name und Sitz des überweisenden Kreditinstituts 0 5 de 2 0 ğ Friedensdel 0 0 Φ Spen

Spendenbetrag: Euro, Cent



Ihre Hilfe kommt an! Bitte unterstützen Sie uns.

Wir verwenden Ihre Spenden und Kollekten, um ...

- ... junge Menschen in ihren sozialen und interkulturellen Kompetenzen zu stärken.
- ... sie zu motivieren, gegen Judenfeindschaft, Rassismus und Ausgrenzung von Minderheiten einzutreten.
- im Nationalsozialismus verfolgten Menschen zuzuhören und ihnen durch kleine Gesten den Alltag zu erleichtern.
- Begegnungen und Verständigung über Grenzen hinweg zu ermöglichen.
- einen aktiven Beitrag zu einer Gesellschaft zu leisten, die aus dem bewussten Umgang mit der NS-Gewaltgeschichte wächst.

Junge Menschen in Ihrer Gemeinde können sich noch bis zum 1. November 2016 unter asf-ev.de fuer einen 12-monatigen Friedensdienst bewerben. Wir laden Gemeindemitglieder ab 16 Jahren auch herzlich zur Teilnahme an unseren internationalen Sommerlagern ein!

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V. | Auguststraße 80 | 10117 Berlin Telefon (030) 283 95 - 184 | Fax - 135 | asf@asf-ev.de | www.asf-ev.de Spendenkonto: IBAN: DE68 1002 0500 0003 1137 00 | BIC: BFSWDE33BER | Bank für Sozialwirtschaft Berlin

